

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **97 (2018)**

Heft 6

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

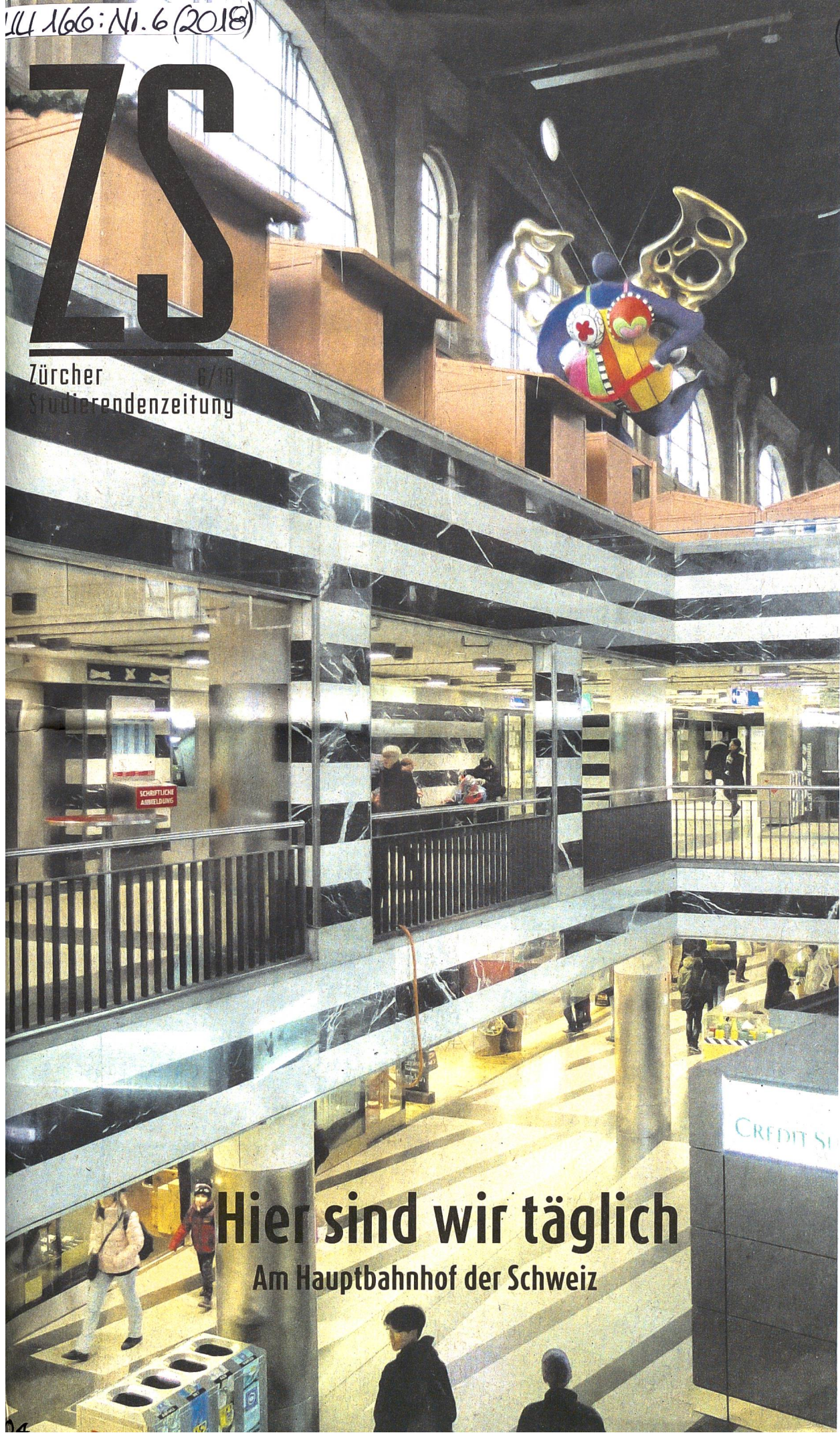
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

114 166: Nr. 6 (2018)

ZS

Zürcher
Studierendenzeitung



Hier sind wir täglich
Am Hauptbahnhof der Schweiz



Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

Post CH AG
AZB 8001 Zürich

Gentrifiziert
Irische Studis
auf WG-Suche

Gratis
Werkstatt für
Velofreaks

Gigantisch
So viel kostet
die IT des VSETH

Nein zur Anti-Menschenrechts-Initiative

25.11.18

Mit Legi
10% Rabatt
auf alles

«Dein Studi-Laden
in der Europaallee»

Lernmedien-Shop
Lagerstrasse 14, 8004 Zürich

Lern | Medien | Shop

TOZukunft

Der Club für junge Klassikfans
von 18 bis 30 Jahren

- Ermässigte Konzertkarten à CHF 20
- Künstlerinnen und Künstler kennenlernen
- Exklusive Events

Nächster TOZukunft-Event:
Fr 07.12.18
Schnupperangebot:
tonhalle-orchester.ch/zs

Credit Suisse ist Partner von TOZukunft

Stadt Zürich Kultur

TONHALLE ORCHESTER ZÜRICH GÖNNER

MERBAGRETAIL.CH MERCEDES-BENZ AUTOMOBIL AG

CREDIT SUISSE

tonhalle-orchester.ch/

News

4–5 VSETH zentralisiert seine Informatik
Die technische Aufrüstung kostet viel Geld

6 Sprachmaschinen
Worum es bei Computerlinguistik geht

6 Digitales Flickwerk
Das Studierendenportal überzeugt nicht

7 «Kein klares Ziel»
Die zwei Neuen im VSUZH-Vorstand

8–9 Gilgen, die Studis und die Rechte
Unipolitik vor 40 Jahren

Thema

14–16 Mikrokosmos Hauptbahnhof
Ein Tag im grössten Bahnhof der Schweiz

17 Bahnhof der Superlative
Alle 30 Sekunden ein Zug – Zahlen zum HB

20–21 Vom Hörsaal zum Bahnhof
Im Praktikum bei der Bahn

22–23 Eschers eiserne Pferde
Die Eisenbahn modernisierte die Schweiz

Kultur

22 Martin lehrt Deutsch
Ein Germanist unterrichtet auf Youtube

26–27 Speichen gerade biegen
Gratis Veloflicker auf dem Höngerberg

Ausland

28 Mythos Berlin
Zürich liebt die deutsche Hauptstadt

29 Kredit für Credits
Britische Studis haben Schulden

30–31 Wohnungsnot in Dublin
Überrissene Mieten in Irland

10 Clusterfuck 10 Impressum
11 Senf der Redaktion
24 Amore
24–25 Kulturspalten

Alles hat ein Ende — Die letzte war schon immer die schwierigste Ausgabe des Jahres. Doch dieses Mal war es besonders schwer. Denn für einmal war die Redaktion nicht nur müde nach einem anstrengenden Jahr. Sie war auch etwas niedergeschlagen. Denn sie wusste, dass Co-Redaktionsleiter Reto Heimann uns verlassen wird.

Zwei Jahre haben unsere Gesichter nebeneinander diese Seite geziert. Noch länger war er eine Institution unter den Redaktionsmitgliedern; berühmt für umfassendes Fachwissen und schlechten Musikgeschmack.

Reto wird uns verlassen und künftig einen Praktikantenlohn vom öffentlich-rechtlichen Fernsehen beziehen. Für dieses neue Unterfangen wünschen wir ihm nur das Beste und allen Erfolg.

Nebst dem, dass wir uns in verheulten Tasschentüchern eingegraben haben, haben wir aber auch eine Zeitung gemacht. Darin geht es um grössenwahnsinnige IT-Projekte (S. 5), den gigantischen Zürcher Hauptbahnhof (S. 14) und ungeheure Studiengebühren in Grossbritannien (S. 29). Wir wünschen angenehme Lektüre und ebensolche Semesterferien.

Für Reto Heimann

Oliver Camenzind



VSETH zentralisiert seine Informatik

Alle studentischen Vereine der ETH sollen von einer gemeinsamen IT profitieren. Das lässt sich der Verband über 200'000 Franken kosten.

Robin Bisping (Text und Bild)



Im Serverraum: Ronan Lindörfer und die Projektleiter Max Schrimpf und Lukas Reichart.

Der VSETH ist riesig. Er organisiert Veranstaltungen, vertritt Studierende, verwaltet Räume. Doch das ist ihm nicht genug. Er will noch grösser werden, stabiler, relevanter. Dafür arbeiten seit März vier angestellte Studierende an einer neuen Informatikinfrastruktur. «Eine IT für alle», wie es Max Schrimpf sagt. Der Informatikstudent leitet das Projekt. Damit meint er alle Kommissionen, Fachvereine und Studierenden des Verbandes. Ihnen soll die neue Plattform E-Mail-Dienste und eine Dateiablage zur Verfügung stellen, aber auch die Möglichkeit, eigene Webseiten zu betreiben. Kurzum: Der VSETH will Internetdienstleister werden.

«Verschwendetes Potenzial»

Dieses Unterfangen ist teuer. Allein dieses Jahr kostet die neue Informatik den Verband über 200'000 Franken, einschliesslich Hardwareinvestitionen. Das entspricht knapp zehn Prozent des Jahresbudgets. Es ist zu erwarten, dass die Kosten in den nächsten Jahren hoch bleiben werden.

«Es ist ein grosser Kostenpunkt für den VSETH. Wir haben auch nicht unbegrenzt Mittel», sagt Lukas Reichart. Der ehemalige Präsident leitet das Projekt mit. Die Investitionen lohnen sich jedoch, **findet er: Bisher seien viel Arbeitskraft und Ressourcen verloren gegangen**, weil der Verband die IT nicht richtig nutzte. Einerseits wegen Ausfällen, die die Arbeit erschwerten, andererseits wegen Möglichkeiten, die nicht genutzt wurden. «Wir haben schon Mühe, Leute zu drei Stunden freiwilliger Arbeit pro Woche zu bringen. Wenn sie dann noch eine halbe Stunde wegen schlechter Informatik verschwenden, leiden wir darunter.» Schrimpf pflichtet bei: «Wenn man mal erlebt hat, was eine sinnvolle Informatik für einen machen kann, merkt man, wie schlecht wir eigentlich dastehen.»

Arbeit nimmt zu

Bisher betrieben jeder Fachverein und jede Kommission eine eigene Informatik. «Oft ist es so, dass vor Jahren jemand einen Server mit der Webseite aufgesetzt und ihn ins Rechenzentrum der ETH gestellt hat. Seither fasst ihn niemand mehr an», sagt Schrimpf. Er kenne lediglich drei Fachvereine und zwei Kommissionen, die eine aktive IT hätten. Allen anderen fehlten die Leute. Das soll sich jetzt ändern. Durch die Zentralisierung kann sich der

Verband um die Entwicklung und Wartung kümmern.

Für den VSETH bedeutet das viel mehr Arbeit. Verteilt über den ganzen Verband soll sie aber abnehmen, so Schrimpf. Heute würden viele Arbeiten doppelt verrichtet. Als Beispiel nennt er ein Programm, das Prüfungsvorbereitungskurse

«Der VSETH baut massiv Struktur auf.»

organisiert: Vier Fachvereine entwickelten gerade unabhängig eine solche Applikation. In Zukunft soll diese Arbeit zentral beim VSETH gemacht werden.

Vorstand will Stelle schaffen

Die Idee ist nicht neu. Schon mehrfach versuchte der Verband eine solche Infrastruktur zu realisieren. 2008 zum ersten Mal. Bisher aber erfolglos. Den Grund sieht Reichart in der Herangehensweise: «Es waren zwar fähige Leute beteiligt, die die Informatik vorantrieben hatten. Als diese den VSETH aber wieder verliessen, hatte niemand mehr das Wissen, sich darum zu kümmern.»

Diesen Fehler will er künftig verhindern: «Wir bauen massiv Struktur auf.» Bisher gab es nur eine Person, die sich mit der Informatik auseinandersetzte: das IT-Vorstandsmitglied. Mit der neuen Infrastruktur will der Vorstand neue Gruppen und Stellen schaffen – auch um sich zu entlasten. Denn wer heute im Vorstand sitzt, reduziert sein Studium oder pausiert es ganz. Nach einem Jahr ist bei den meisten Schluss: Der Aufwand ist zu gross.

Auch aus diesem Grund will der Vorstand eine Betriebsleitung anstellen, wie er sie für die Eventräume bereits hat. Diese Person soll nicht studieren, sondern möglichst lange beim Verband bleiben. Mindestens fünf Jahre, so die Idee. «Man muss stets daran arbeiten. Darum braucht es eine gewisse Konstanz», sagt Schrimpf. «IT geht einfach kaputt.»

Ob all diese Pläne umgesetzt werden können, entscheidet letztendlich der Mitgliederrat, wenn er das Budget des nächsten Jahres diskutiert. Die IT-Strategie ist

nicht unumstritten. Bei der Sitzung vor einem Jahr wurde sie kontrovers diskutiert. Nicht alle im Rat waren mit ihr einverstanden.

Nicht alle warten auf neue IT

An der Diskussion dabei war auch Samuel Wildhaber, heutiger Präsident des VIAL, des Vereins der Agrar- und Lebensmittelwissenschaftsstudierenden. Sein Fachverein gehört zu den kleinen. «Für uns ist die Informatik kein Problem», sagt er. Der VIAL nutzt Dienste von grossen Anbietern und unterhält die Website selbst. Vom VSETH würden sie einzig den E-Mail-Service benutzen, der mache aber teilweise Probleme. Zum Informatikprojekt meint er: «Wir könnten unsere Arbeit mit mehr IT-Mitteln wahrscheinlich nicht besser machen.» Dennoch ist er dem Projekt positiv gesinnt: «Wenn Leute motiviert sind und Ahnung davon haben, sollen sie das Geld dafür bekommen.» Es sei ja eine nachhaltige Investition.

Informatik soll Verband beflügeln

Die Plattform war ursprünglich auf Ende Jahr geplant. Doch bereits jetzt ist absehbar, dass die Zeit nicht reichen wird. «Die grosse Ankündigung, dass sie live geht, erwarte ich dieses Jahr nicht mehr», sagt Schrimpf. Einige Dienste seien bereits im Hintergrund in Betrieb, die letzten würden aber erst nächstes Jahr folgen. Sie seien zu sehr damit beschäftigt gewesen, Altlasten aufzuarbeiten. Die grösste davon: eine Sicherheitslücke im alten System, die zu einem anderthalbmonatigen Unterbruch führte. Bis Ende Jahr stellten sie deshalb zwei weitere Techniker ein, um den Rückstand so gut wie möglich aufzuholen.

Überzeugt vom Erfolg des Projekts sind beide nach wie vor. «Das Bedürfnis ist vorhanden», sagt Schrimpf. Und Reichart: «So plakativ es klingt: Die IT kann den ganzen Verband beflügeln.»

Verpflichtung für Jahre

Ob das Projekt den prophezeiten Aufschwung bringt, wird sich zeigen. Klar ist: der VSETH hat gross geplant. Jetzt muss er dran bleiben – Jahr für Jahr –, sonst war das Geld nur ein Geschenk. Ein Geschenk für die Technikbegeisterten des Verbandes, wie sie es sich nicht hätten grösser wünschen können. Nämlich eine Informatik, wie sie auch manches Grossunternehmen gerne hätten. ◇

Sprachmaschinen

Worum geht es in der Computerlinguistik?

Laura Serravalle

«Man kann alles lernen», sagt Chanel über ihren Studiengang. Man beschäftigt sich dort zum Beispiel mit verschiedenen Sprachen, Informatik, neuronalen Netzwerken, Medien und Marketing sowie maschineller Übersetzung. Die vielen Möglichkeiten erlauben es den Studis, sich früh auf etwas zu spezialisieren. Die Berufsmöglichkeiten sind genauso vielfältig wie der Inhalt des Studiums.

Einige gehen zum universitätseigenen Unternehmen TextShuttle. Dieses bietet unter anderem maschinelle Übersetzungen an. Auch beliebt sind aber Versicherungen oder Banken. Chanel's Wunsch ist es, bei DeepL zu arbeiten. Das funktioniert wie Google Translate, nur macht DeepL dank besserer Algorithmen qualitativ hochwertigere, das heisst viel präzisere Übersetzungen.

Im Moment besucht Chanel zum Beispiel die Vorlesung «Sprachtechnologie als Beitrag zur Barrierefreiheit». In den ersten Sitzungen wird hier die Gebärdensprache behandelt und wie man diese mit Technologie übersetzen kann. Gebärden kann man nur über ein Video in schriftliche Sprache transkribieren, man muss auf Gestik und Mimik achten, wenn man korrekt übersetzen möchte. Dazu muss ein Programm entwickelt werden, welches nicht nur die Gebärden lesen, sondern auch die Sätze in gesprochene und geschriebene Sprache umformen kann. Ein Gastvortrag zeigt aktuelle Fragestellungen und den Stand des Fortschrittes auf.

Computerlinguistik und Sprachtechnologie ist ein kleiner Studiengang, der sehr aktuelle Themen bespricht. Die Wissenschaft dahinter erforscht unter anderem die digitale Kommunikation über Fremdsprachen oder Gebärdensprache. Damit leistet sie einen Beitrag zur Verbesserung digitaler Interaktionen. ♦

Digitales Flickwerk

Die Uni treibt es mit ihrem digitalen Angebot zu bunt. Es braucht eine übersichtliche Lösung.

Leonie Müller

Die Uni Zürich hat in den letzten Jahren mit neuen Apps und weiteren digitalen Produkten nur so um sich geworfen. Dies führte dazu, dass nun zig Applikationen für spezifische Zwecke zur Verfügung stehen: etwa das E-Learning-App «Mobler», das Notfall-App «SafeZone» oder auch der «Bibliotheksnavigator». Daneben gibt es aber auch das umfassende «UZH now», dessen Inhalte den ganzen Uni-Alltag abzudecken versprechen. Nützliche Informationen sind verstreut verpackt in diversen Applikationen. Praktisch oder benutzerfreundlich ist das nicht. Gerade deswegen reagieren viele Studierende kaum überrascht und eher genervt über neue digitale Produkte der Uni Zürich.

Änderung bei der Einschreibung

Zu allem digitalen Überfluss kommen jetzt noch Änderungen bei der Semester-einschreibung dazu. Seit dem 15. November müssen sich die Studierenden nicht mehr aktiv für das Semester einschreiben. Klingt merkwürdig, macht aber die Welt aller Studis wesentlich einfacher. Bis anhin mussten sich alle jeweils neu einschreiben und den Studiengang für das neue Semester bestätigen. Das auch dann, wenn sich nichts an der Wahl des Studiengangs änderte. Mit Hilfe des Studierendenportals wird das nun von der Kanzlei automatisch übernommen.

Da der Grossteil der Studierenden ihre Studienwahl ohnehin beibehält, bedeutet das für viele einen geringeren administrativen Aufwand. Lediglich zweibis dreitausend Studierende nehmen jeweils einen Wechsel bei der Semester-einschreibung vor, so Sigrid Stöckli, Leiterin der Kanzlei.

Ein Portal für alles?

Beim Öffnen des Studierendenportals springen gleich die üblichen quadra-

tischen Kacheln ins Auge, die sich nun aber vervielfacht haben. Beim Durchklicken sind dann auch ihre Funktionen zu erkennen: Neben der Semestereinschreibung kann man nämlich auch Änderungen der Adresse, des Namens oder der Nationalität eintragen. Anträge auf Urlaub und die Exmatrikulation sind ebenfalls über diese Seite möglich. Da nun die gesamte Studienadministration vereint ist, verringert sich der Aufwand der Studierendenschaft und auch jener der Kanzlei.

Das ist alles schön und recht, nur hat das Studierendenportal doch einen kleinen Schönheitsfehler: Bei einigen Kacheln wird man einfach weitergeleitet, so zum Beispiel auf die Seite von UZH Connect, wo eine weitere Anmeldung erforderlich ist.

Ein unfertiges Produkt?

Im Moment ist das Studierendenportal grösstenteils ein praktisches Produkt der Digitalisierung. Aber eben auch wieder eine zusätzliche App, wenn man sie denn so verwendet, die sich zu den anderen gesellt. Laut Sigrid Stöckli ist das Studierendenportal so noch nicht ganz fertig. Es sollen noch weitere Applikationen dazu kommen. Eventuell könnte gar die Modulbuchung über das Studierendenportal stattfinden. Die Frage stellt sich hier nun: Wie viele Zusatzapplikationen verträgt das Studierendenportal? Wird das Portal bald zu einem Riesenapparat, der am Ende noch unübersichtlicher ist als die bereits bestehenden Apps, die alle nur je eine kleine Portion an Informationen enthalten?

Ein Versuch wäre es allemal wert: Alternativen zu einem stabilen Modulbuchungstool oder zu übersichtlichen Applikationen sind bis jetzt noch keine vorhanden. ♦

Ohne Plan in den Vorstand

Isaias Moser und Tim Hofer sind die Neuen im Vorstand des VSUZH. Grosses ist von ihnen nicht zu erwarten.

Leonie Müller

Wie seid ihr zum VSUZH gekommen?

Isaias: Ich habe mich auf das Projekt UZH-GYM beim VSUZH beworben und die Hilfsstelle leider nicht bekommen. Ich wurde aber daraufhin von Luisa Lichtenberger, Leiterin dieses Projektes, angefragt, ob ich Lust hätte, das Projekt zu übernehmen. Mir war es wichtig, mich ab dem ersten Semester politisch zu engagieren und etwas zu bewirken. Da ich mich gerade einschreiben musste und mich noch gut ans Gymi erinnern kann, finde ich das Projekt perfekt für mich.

Tim: Ich habe das Ressort «Events und Projekte», so nenne ich es jedenfalls. Ich war schon zuvor zwei Jahre ein aktives Mitglied des Rates.

Tim, du hast von deiner Freundin Zoé Gianocca den Vorstandssitz übernommen. Glaubst du, dass du dadurch einen Vorteil hattest?

Tim: Sicher war es ein Vorteil, dass ich mich nicht mehr gross einarbeiten musste. Wir sind jedoch zwei unabhängige Personen und haben auch beide unsere eigene Meinung. Ich sehe den Grund für die Wahl eher in meinem Engagement im Rat.

Apropos Frauen: Was sagt ihr dazu, dass ihr zwei Frauen im Vorstand ersetzt habt?

Isaias: Die Frage der Frauenquote wurde mir auch bei der Wahl in den Rat gestellt. Ich finde die Frauenquote ein nützliches

und gutes Instrument. Wenn eine Frau für die gleiche Position angetreten wäre, wäre ich vermutlich ausgewichen. Wegen der Frauenquote und wegen den vielen offenen Möglichkeiten als Erstsemestriger.

dern eher darum, möglichst vielen Studierenden etwas bieten zu können.

Isaias: Ich verfolge im Moment noch kein klares Ziel. Ich erhoffe mir aber eine interessante, wenn auch arbeitsintensive Zeit im VSUZH.

Tim Hofer:

«Mein Ziel ist es, ein e-Sports-Team zu gründen.»

Isaias Moser:

«Ich habe kein klares Ziel.»

Tim: Ich sehe das pragmatisch: Es hat sich ja niemand sonst für den Vorstand gemeldet. Wir waren zwei Kandidaten für zwei Plätze. Lieber besetzt man die Sitze, als Niemanden zu haben. Persönlich finde ich die Frauenquote ein legitimes Mittel zur Symptombekämpfung. Am Ende muss sich das Mindset der Gesellschaft ändern, daran müssen wir alle arbeiten.

Welche Ziele verfolgt ihr gerade?

Tim: Die Entstehung eines e-Sports-Teams. Im Ausland gibt es bereits universitäre Ligen, bei uns sehe ich da noch Potential. Mein Ziel wäre es, die Leute zusammenzubringen, gemeinsam zu trainieren und danach vielleicht noch ein Bier zu trinken. Des Weiteren sollen natürlich unsere bestehenden Events so erfolgreich bleiben, wie sie sind. Es geht dabei nicht darum, den Gewinn zu maximieren, son-

dann nicht ernst nehmen. Es ist für mich daher zentral, dass der VSUZH viel für die Fachvereine, Studierendenorganisationen, die Studierenden allgemein und für die Organisationen und Unternehmen ausserhalb der Uni bewirken kann.

Tim: Wir dürfen uns immer wieder bei verschiedenen universitären Angelegenheiten einbringen. Dies zeigt uns, dass die Uni Wert auf unsere Meinung legt. Am Ende ist die Uni aber ein riesiger Apparat und eine Institution des Kantons. Sie hat ihre Motive für ihre Entscheidungen. Je nach Thema lädt sie aber den VSUZH ein, um ein kritisches Feedback zu erhalten: Die Uni nennt das Painstorming. ◊

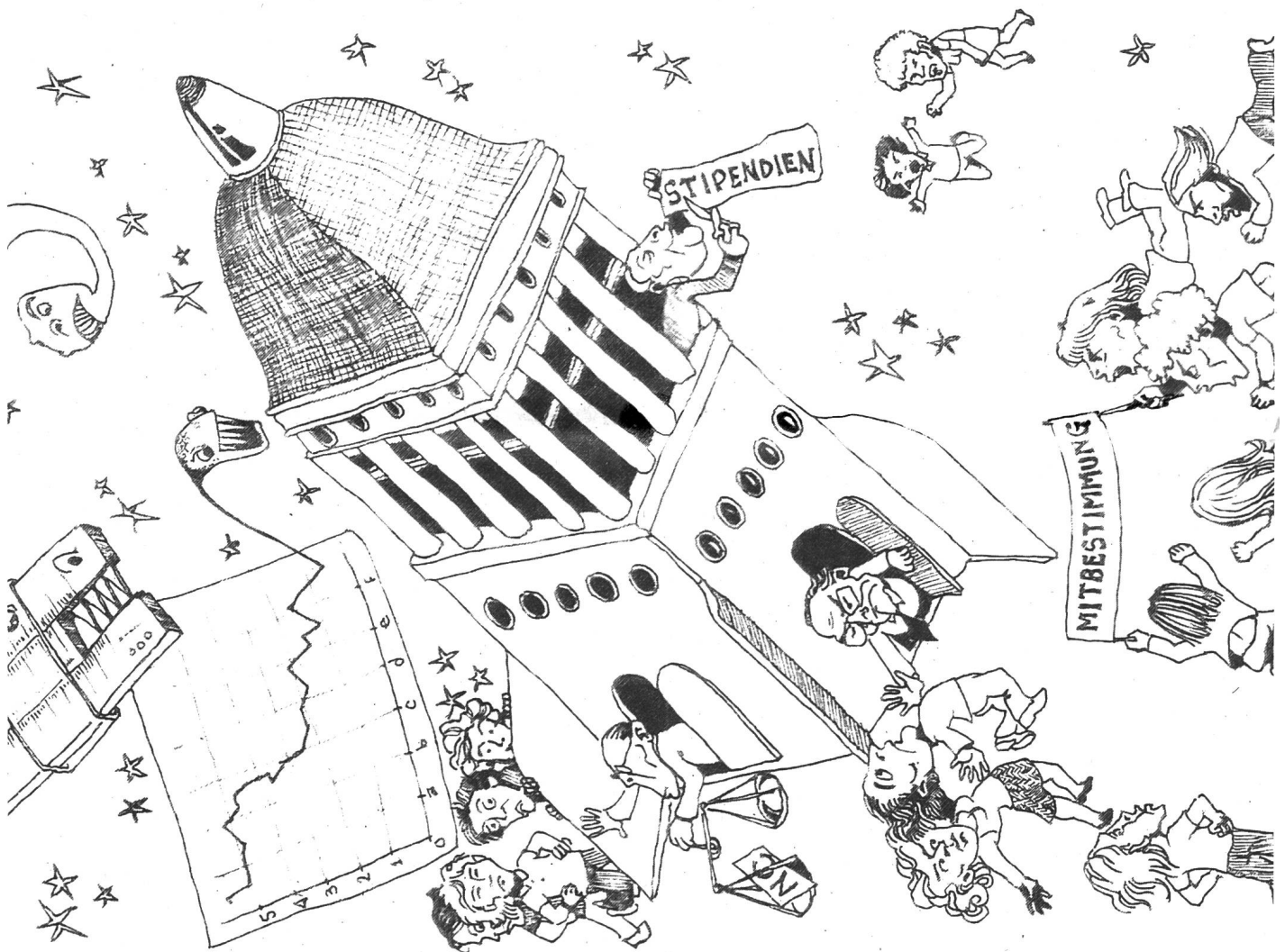
Zu den Personen

Isaias Moser ist Mitglied in der Fraktion SI Recht. Tim Hofer gehört zur Fraktion SIPP.

Gilgen, die Studis und die Rechte

Vor 40 Jahren löste Erziehungsdirektor Alfred Gilgen die damalige Studierendenvertretung auf. Zwei rechte Studenten versetzten ihr den Todesstoss.

Fabienne Eisenring



Karikatur aufmüpfiger Studierender im «Studentenführer», 1974.

«Es gibt nicht nur den Mythos von der freien Marktwirtschaft. Es gibt auch diejenigen von der akademischen Freiheit.» Diese Worte standen auf der ersten Seite des offiziellen «Studentenführers», den im Herbst 1974 alle Erstsemestrigen

der Uni Zürich zugeschickt bekamen. In zwei Sätzen offenbarte die Herausgeberin der Broschüre, die Studentenschaft der Uni (SUZ), ihre Ideologie – und wofür sie kämpfte. Die Erstsemestrigen wussten, was für ein Klima sie in den Siebzigern

an der Uni Zürich erwartete.

Pubertierende Studentenschaft

Ideologische Grabenkämpfe zwischen linken und bürgerlichen Studierenden prägten die Studierendenpolitik. Mit

dem Aufschwung der anti-autoritären Bewegung der 60er-Jahre hatte sich das Kräfteverhältnis in den Organen der SUZ verschoben. Ab 1973 verfügten erstmals linke Kräfte sowohl im Kleinen (Exekutive der SUZ) als auch im Grossen Studentenrat (Legislative) über solide Mehrheiten. Nun muckte die Studentenschaft auf, sie wurde laut, wenn ihr was nicht passte. Sie «pubertierte»; so drückte es die Erziehungsdirektion aus, die die SUZ 1919 ins Leben gerufen hatte.

Mit dem Eintritt in die Uni wurden alle Studierenden automatisch Mitglied der SUZ. Ein Austrittsrecht existierte nicht. Pro Semester hatten alle Studierenden zwölf Franken in die Kasse der SUZ einzuzahlen. Mit den Mitgliederbeiträgen baute die SUZ ein breites Angebot an Dienstleistungen auf. Sie beherbergte eine Darlehenskasse und die mittlerweile Konkurs gegangene Zentralstelle der Studentenschaft (ZSUZ), sie bot Rechts- und Stipendienberatung, sie betrieb die Kulturstelle, einen Büchervertrieb sowie ein eigenes Reisebüro. Nicht zuletzt gab die SUZ den «Zürcher student» heraus, Vorgänger der «Zürcher Studierendenzeitung».

Feindbild Gilgen

Die Dienstleistungen der SUZ waren eng verknüpft mit ihrem Auftrag, die Interessen der Studierenden zu vertreten. In immer neuen Anläufen kämpfte sie für die immer gleichen Forderungen: Für Studienreformen und für mehr studentische Mitbestimmung in den Hochschulgremien. Gegen den Numerus Clausus und gegen den Abbau von Stipendien. Dabei rieb sie sich an einem schier übermächtigen Gegner auf: dem bürgerlichen Erziehungsdirektor Alfred Gilgen (LdU). Während seiner sechs Amtsperioden – was 48 Semestern entspricht – ging Gilgen hartnäckig gegen alles vor, was an der Uni nach linker Politik roch.

Nur sechs Tage nach seinem Amtsantritt ordnete Gilgen 1971 die Schliessung der Uni an, als Reaktion auf die Veranstaltung der «Antikapitalistischen und antifaschistischen Woche». Ähnlich energisch griff Gilgen durch, als zwei Studenten marxistische Schriften verkauften: Es kam so 1975 erstmals zu einem Polizeieinsatz an der Uni. Gilgens Kommentar: «Die Frage ist nicht, ob mit Kanonen auf Spatzen geschossen wird, sondern ob man die Spatzen trifft.»

Bürgerlicher Unmut

Wegen der Rechtsform der SUZ (einer öffentlich-rechtlichen Zwangskörperschaft) war es ihren Organen untersagt, zu allgemeinpolitischen Fragen Stellung zu beziehen. Damit war unklar, wie studentische von nicht-studentischen Themen zu trennen waren. Ab 1975 organisierte der Kleine Studentenrat etwa ein eigenes «alternatives Lehrangebot», wofür er Rudi Dutschke und andere marxistische Redner aus der BRD und der DDR einlud. Dass die SUZ die Pflichtbeiträge für solche Aktionen einsetzte, stiess auf Unmut in bürgerlichen Studentenkreisen. Es

«Die Frage ist, ob man die Spatzen trifft.»

hagelte Aufsichtsbeschwerden, doch die SUZ liess sich in ihrem Kurs nicht beirren.

Die Quittung dafür bekam sie 1975: Zum Ende des Vietnamkrieges am 30. April schickten zwei Mitglieder des Kleinen Studentenrats ein Glückwunschtelegramm an die Studentenschaft Südvietnams. Darin brachten sie ihre Sympathie für die Revolutionäre mehr oder weniger unverhohlen zum Ausdruck. «Euer Kampf war ein entscheidendes Signal für die fortschrittliche Studentenbewegung in der Schweiz und in anderen kapitalistischen Ländern», schrieben sie. Nun hatte Gilgen genug: In der ersten Woche der Semesterferien setzte er den Kleinen Studentenrat ab.

Entmachtung im Gerichtssaal

Kaum war die «Gilgen-Bombe» (so titelte der «zs» im Oktober 1975) geplatzt, breitete sich eine Welle an Protesten aus. Zu Hunderten marschierten Studierende vor die Erziehungsdirektion. Gilgen beobachtete vom Hotel Central aus, wie der Demonstrationzug vorbeizog. «Der Zug wollte und wollte nicht aufhören», erinnerte er sich später an das Ereignis.

Die Zwangskörperschaft, die die SUZ so beispiellos stark gemacht hatte, wurde letztlich zu ihrer Achillesferse. Der Todesstoss versetzten ihr zwei Jus-Studenten, die sich weigerten, die Mitglieder-

beiträge der SUZ zu bezahlen und Rekurs einlegten. Nachdem die Universität und die Hochschulkommission diesen noch abgelehnt hatten, gab der Regierungsrat den beiden im März 1977 recht. Zum Erstaunen vieler Studierenden befand die Kantonsregierung, dass der seit beinahe 60 Jahren bestehenden Zwangskörperschaft die gesetzliche Grundlage fehle. Sie erklärte die SUZ für illegal und leitete deren Liquidierung ein.

Langer Erbstreit

Für alle Parteien stand ausser Frage, dass es eine neue Studentenschaft brauchte. Der Regierungsrat versuchte, eine Körperschaft mit Austrittsrecht, aber ohne finanzielle Autonomie, zu gründen. Zur Verwirrung vieler Studierenden trug diese Nachfolgeorganisation denselben Namen wie die alte Studentenschaft. Einmal mehr lehnten die meisten Studierenden ab, was ihnen die regierungsrätliche Küche servierte. Als Gegenpart gründeten sie im Frühjahr 1978 den wiederum linksdominierten Verband Studierender an der Universität Zürich (VSU). Etwa ein Achtel der Studierenden trat der neuen SUZ bei, rund ein Viertel stellte sich hinter den VSU. Über einige Monate gab es an der Uni zwei studentische Organisationen, die für sich den Anspruch erhoben, repräsentativ für die Studentenschaft zu sein. Auf Rekurs des VSU erklärte das Bundesgericht die neue SUZ schliesslich als rechtswidrig. Die Uni Zürich erlebte damit ein einmaliges Ereignis: Während die alte Zwangskörperschaft SUZ bis zum 31. Dezember 1978 liquidiert wurde, befand sich ab dem 13. Dezember auch ihre Nachfolgerin bereits in Liquidation. Der Präsident des Bundesgerichts kam nicht umhin, die ganze Sache als «extrêmement scurile» zu bezeichnen.

Geburt des VSUZH

Wo Gilgens Hammer niederfiel, vermochte über Jahrzehnte keine mit der SUZ vergleichbare Nachfolgeorganisation zu wachsen. Manche Studierenden wünschten sich die alte Studentenschaft zurück. Doch mehrere Versuche, wieder eine öffentlich-rechtliche Körperschaft an der Uni einzurichten, scheiterten. Erst im Jahr 2012 stimmte der Kantonsrat einer verfassten Studentenschaft zu: Der Verband der Studierenden der Universität Zürich (VSUZH) war geboren. ◊

Endlich wieder Grenzen! — Mit Zahlstationen an den Stadtgrenzen würde alles anfangen: Wer mit dem Auto in die Stadt will, müsste zahlen. Wem das zu blöd wäre, der könnte seine Karre in einem Parkhaus unter dem Zürichsee abstellen. Die Ruhe in den Strassen der Stadt wäre wunderbar.

Auch wirtschaftlich wäre das Road Pricing formidabel. Die Superreichen aus den umliegenden Käfern würden schnurstracks in die Stadt ziehen. Und würden also hier steuerpflichtig werden. Das würde uns allen zugutekommen. Der neue Reichtum wäre unermesslich.

Gewiss, die Eingewanderten aus Zollikon und Kilchberg würden bald die Immobilienpreise in die Höhe treiben. Für das schwerreiche Zürich wäre das allerdings kein Problem: Ein guter Teil der Mehreinnahmen des städtischen Fiskus würden in gemeinnützigen Wohnungsbau fliessen. Und in ein Velonetz, auf das sogar Kopenhagen neidisch wäre.

Die fetten Jahre der Nutzniessergemeinden, die ja doch nur von der Wertschöpfung der Stadt lebten, wären damit endlich vorbei. Um sie vor der Verarmung zu retten, würden sie eingemeindet. Der Kanton Stadt Zürich wäre zum Greifen nah. Kantonale Reglemente hätten auf dem erweiterten Stadtgebiet keine Gültigkeit mehr. Die Autobahnzubringer und der Justizpalast beim Güterbahnhof würden rückgebaut. Das Kasernenareal von der Kantonspolizei gesäubert. Die Uni ginge in die blutroten Hände der Stadt über. Und die ZS könnte ihr Büro in der alten Villa auf ewig behalten. Alles wäre schön, ach so schön. Aber ihr seid bestimmt dagegen. Idioten.

Oliver Camenzind

Clusterfuck! An dieser Stelle fantasiert die Redaktion über Mögliches und Unmögliches.



Zürcher Studierendenzzeitung

96. Jahrgang
Ausgabe 6/18
www.zs-online.ch

Auszeichnung

Die ZS ist Gewinnerin des Pro Campus Presse Award und damit die beste Studierendenzzeitung im deutschsprachigen Raum.

Verlag

Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Inserate

Frau Therese Herren
Stämpfli AG
Wölflistrasse 1, 3001 Bern
031 767 83 30
therese.herren@staempfli.com

Redaktionsschluss 1/19: 08.02.2019

Druck

Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage

27'665 (WEMF 2017), 30'000 (Druckauflage)
Die ZS erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie Abonnenten an der ETH Zürich verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS ist von der Uni finanziell unabhängig.

Redaktionsadresse

Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch

Chefredaktion

Oliver Camenzind und Reto Heimann

Redaktion

Robin Bispig, Stephanie Caminada,
Noemi Ehrat, Adelina Gashi, Jonathan Progin

Mitarbeit

Katarina Bekaj [kab], Fabienne Eisenring,
Juna Fink [juf], Ludwig Hruza, Leonie Müller,
Yves Périllard, Natalie von Riedmatten,
Isabelle Schwab, Dino Sedić [sed],
Laura Serravalle, Kevin Solioz,
Nuria Tinnermann

Bilder und Illustrationen

Robin Bispig, Stephanie Caminada,
Oliver Camenzind, Noemi Ehrat, Adelina
Gashi, Ludwig Hruza, Yves Périllard,
Jonathan Progin, Natalie von Riedmatten,
Dino Sedić

Aufschlagseite

Adelina Gashi

Produktionssong # 6/18

Tom Waits – So long, I'll See Ya





Heilmann

Die Idee

Amore — «Sich für eine Idee den Arsch aufreissen», steht über dem Eingang zur Redaktion der ZS. Das habe ich mir zu Herzen genommen. Habe versucht, das Geschehen an der Uni kritisch zu begleiten. Mich dagegen zu wehren, wenn sie Dinge über unsere Köpfe hinwegentscheiden wollte. Denn das ist die Idee. Das ist die ZS. Glücklicherweise bin ich, Teil dieser so scharfsinnigen wie verrückten Zeitung gewesen zu sein. Geherzte Redaktion, ich liebe euch alle! Wenn jemand fragt, wofür ich stand: Sagt für Amore.

Wanda: Amore. Problembär Records, 2014



Gashi

Lektionen

Gut aufgepasst! — Dinge, die ich von dir und über dich gelernt habe, Reto:

1. Ein Tram ist niemals ein Bus.
2. «Biecher», «Miesli» und «Grien» gibt es hier nicht. Nur in Basel.
3. FCZ isch Läbe, Rauche isch Läbe, ZS isch Läbe.
4. Squash hilft für den ausgeglichenen Lifestyle.
5. Dresscode: 50 Shades of Red.
6. Du magst dein Essen mit ohne scharf. Sonst kriegst du den Glucksi.
7. Du hasst Listicles.



Progin

So long

Kind für dich — Du sassst neben mir, als wir als Gäste zusammen die Kinder-Uni besucht haben. Dann habe ich darüber geschrieben, mit deiner Unterstützung, mein erster Artikel in der ZS. Heute sitzen wir zusammen in der Redaktion, sind manchmal selbst Kinder, und haben viel gelernt. Jetzt gehst du weiter nach Bern und ich bleibe als Kind hier. Aber vor allem gehst du, mein lieber Reto, als Freund. Machs gut und komm ab und zu zurück!



Caminada

Ein Verbündeter

Dankbarkeit — Reto hat den falschen Geschmack in der Wahl seines Eishockey-Teams, seines Signature Moves und vielleicht auch der Farbe seiner Kleidung. Abgesehen davon ist er aber immer ein Verbündeter, für alle, in den unterschiedlichsten Situationen. Einmal ist er Bonnie's Clyde, dann Paul Newman an der Seite von Robert Redford. Wirft man in einem Haufen Irrer Reto einen Blick zu, wird man sich nie alleine fühlen. In der Wahl seiner Worte und Loyalität hat er sich noch nie vertan. Und noch nie wurde ich in Zürichs selbstbezogener Gesellschaft so oft mit aufrichtigem Interesse nach meiner Meinung gefragt. Ich könnte nicht dankbarer sein.



Kuratli

Durch die Wand

Vatergefühle — Die ZS ist ein 95-jähriges Baby, das alle paar Jahre neue Adoptiveltern bekommt. Es hält seinen Vormund nächtelang wach, verschlingt Unmengen an Geld, ist die meiste Zeit undankbar und erst, wenn man es nach Wochen mühevoller Aufzucht wieder einmal in den Händen hält, überfällt einen der Erzeugerstolz – man kann nicht anders, als es erschöpft zu lieben. Wehmütig übergab ich das Mündel vor bald zwei Jahren Reto und Oli. Ängstlich, sie würden es verwahrlosen lassen, diese kostbare Zeitung an die Wand fahren – so kurz vor ihrem runden Geburtstag. Doch meine Sorge war unbegründet. Mit unübertrefflicher Hingabe haben sie sich der ZS verschrieben. Nun verlässt Reto das Väterduo für die nationale Bühne. Er hat sich nichts vorzuwerfen, und die ZS ihm ebensowenig. Und ich erst recht nicht – im Gegenteil bin ich stolzer Grossvater.



Camenzind

Auf Wiedersehen

Kein Abschied — Reto, du verlässt mich. Du, der du zur selben Stunde wie ich hier angefangen hast. Dieselben Ängste ausgestanden hast wie ich. Du gehst fort und wendest dich von mir ab. Nach allem, was wir miteinander durchgemacht haben. Das ist schade. Aber – ehrlich gesagt – traurig bin ich nicht. Denn ich weiss, dass wir uns wiedersehen werden. Immerhin schuldest du der ZS zirka 50 Liter Bier. All die Liter nämlich, die du in deiner aktiven Zeit hast stehen lassen. Ich freue mich, auch in Zukunft mit dir anzustossen. Prost, mein Freund.



Ehrat

Der Loyale

Herzblut — Reto, du warst immer der Pünktlichste und hast während der Produktionswoche sogar Schoggi-Brioche frühmorgens mit auf die Reda gebracht. Du warst das eigentliche Herzstück der Reda, hast uns wie Uhu zusammengehalten und für Harmonie gesorgt. Wenns drauf ankam, konntest du allerdings auch deine Krallen ausfahren und für die Erhaltung der ZS kämpfen. Wir werden dich vermissen!



Bisping

Hustensaftjüngling

Gesundheit! — Wie konntest du nur, Reto? Für die Produktion der letzten Ausgabe sassst du krank in der Redaktion und hast an deinem Hustensaft geschlürft. Richtig pflichtbewusst, dachte ich. Doch dann sah ich das Bier auf dem Tisch und die Zigi in deiner Hand. Da wusste ich: Um den ist es geschehen. Und so ist es denn auch. Viel zu früh gehst du jetzt von uns. Einen letzten Rat will ich dir mitgeben. Trink Tee statt Bier und inhaliere statt zu rauchen, wenn du das nächste Mal erkältet bist. Das hilft Wunder. Ich schwenke dir mein verrotztes Taschentuch zum Abschied.

Im Getümmel





Der dicke Engel über allem: Blick in die Bahnhofshalle.

Mikrokosmos Hauptbahnhof

Der Zürcher Hauptbahnhof ist für viele Menschen bloss eine Zwischenstation. Dabei gäbe es genug Gründe, etwas länger zu verweilen.

Adelina Gashi (Text und Bilder)

Ein seltsames Gefühl, den Zürcher Hauptbahnhof anzusteuern, ohne ein wirkliches Ziel zu haben. Ich muss weder auf den ICE um 9.34 Uhr nach Basel, noch hetze ich zur S-Bahn, um die S5 nach Altstetten zu erwischen. Ich bin gekommen, um zu bleiben. Der HB, Dreh- und Angelpunkt des Schweizer Bahnverkehrs ist normalerweise kein Ort, der zum Verweilen einlädt. Der grösste Bahnhof der Schweiz ist der Anfang eines Abenteuers für all jene, die es in die Ferne zieht. Nach Zagreb, Paris, Budapest oder eine der vielen anderen europäischen Destinationen, die die Züge von Zürich aus anfahren. Ein Mekka für alle Pendlerinnen und Pendler, die der Arbeit oder des Studiums wegen in die Limmatstadt kommen, oder sie verlassen. Und nicht zuletzt eine Notstation für diejenigen, denen am Sonntagmorgen ein leerer Kühlschrank entgegengähnt und die deshalb rasch in der überfüllten Migros vorbeischaun, um Brot und Eier zu besorgen.

Die Stadt in der Stadt

Ich bin aber der Überzeugung: Der HB ist mehr. Ein soziales Geflecht unterschiedlichster Menschen, die hier aufeinandertreffen. Kunstwerke berühmter

Künstler und Künstlerinnen verleihen dem Gebäude Prestige. Mal abgesehen von der aufwändigen Architektur des Gebäudes. Tausende Franken Umsatz werden hier jeden Tag gemacht. Die labyrinthartigen Gänge säumen etliche Geschäfte, Restaurants und Cafés. Nicht umsonst nennt sich die Einkaufswelt des Hauptbahnhofs Shopville. Mitten im Zürcher Kreis 1 steht eine kleine Stadt, ein Mikrokosmos, den es zu ergründen gilt. Deshalb begeben sich für einen Tag auf Erkundungstour und nehme mir vor, für einmal etwas genauer hinzuschauen, mir etwas mehr Zeit zu lassen. Der HB aus den Augen einer Besucherin, nicht einer Pendlerin.

Künzis Kunst

Während ich die Strasse Richtung HB entlangschlendere, beschliesse ich, durch den Bahnhofszugang zu gehen, der von der Europallee herführt. Eine steile, breite Treppe führt neben den Rolltreppen hinunter. Beim Hinabgleiten blicke ich nach oben. Die holzverkleidete Decke und das abwechselnde Blinken der Neon-Kreise ziehen mich in ihren Bann. Es ist das Kunstwerk des deutschen Künstlers Carsten Höller, der die Installation zu Ehren des Zürcher Regierungsrats und Nationalrats Hans Künzi geschaffen hat. Künzi gilt als «Vater der Zürcher S-Bahn». Seit 2017 lässt sich das Denkmal bestaunen. Die leuchtenden Ringe zu seinen Ehren sollen die Bewegungssysteme symbolisieren, die Künzi mit der S-Bahn erschaffen hatte. Rund 400 Neonringe mit je 60 Zentimeter

Hell und sauber empfängt mich das Bahnhofsgeschoss.

Durchmesser sind in einem L-förmigen Raster an der Decke angebracht. Die Ringe leuchten jeweils kurz auf, was einen Effekt von unterschiedlich schnell wandernden Kreisen erzeugt.

2017 waren auch die Bauarbeiten beendet, bei denen der Zugang Europaallee von 10 auf 34 Meter erweitert wurde. Eine vergrößerte Schleuse für die zahlreichen Angestellten der Unternehmen in den Glaskomplexen der Europaallee. Hell und sauber empfängt mich das Bahnhofsgeschoss. Aber da fällt mir wieder ein, dass man von hier aus nicht besonders weit kommt. Die Passage Europaallee ist die einzige, die nicht direkt an die Untergrundgänge des HBs angeschlossen ist. Da mein Magen knurrt, nehme ich mir vor, mich auf die Suche nach einem Café zu machen, um etwas zu frühstücken. Obwohl auch hier verschiedene Take-Aways sicherlich guten Kaffee anbieten, bin ich auf der Suche nach einem

Lokal, in dem ich es mir etwas gemütlich machen kann. Entlang Gleis 7 gehe ich in Richtung Bahnhofshalle. Die kühle Herbstluft weht mir an diesem Samstagmorgen entgegen. Es ist erstaunlich ruhig. Das Geläuf lässt noch auf sich warten.

Blick durch die Glasfront

In der Bahnhofshalle angekommen, visiere ich das Café «Time...» an. Ich war noch nie dort. Irgendwie hatte ich gedacht, dass das bloss 1. Klasse-Gästen vorbehalten sei. Dabei hat der Zürcher Hauptbahnhof die 1.Klasse-Lounge im Jahr 2016 abgeschafft. Das Angebot an Verpflegungs- und Erholungsmöglichkeiten sei auch so gross genug, hat es damals geheissen. Die Time-Lounge ist im Obergeschoss der Bahnhofshalle. Dunkles Mobiliar, eine Bar mit grossem Getränkeangebot, Holztische, an denen Freunde und Freundinnen zusammensitzen und Café trinken. Andere haben sich in die Ecke zurückgezogen und brüten über Unterlagen, tippen geschäftig in ihre PCs. Die Front ist komplett verglast, weshalb sich mir ein guter Blick in die Halle auftut, wo die Passanten und Passantinnen vorbeilaufen. Nachdem ich meine heisse Schoggi getrunken und mein Gipfeli verspeist habe, rappelle ich mich auf, um meine Entdeckungstour fortzusetzen.

Der dicke Engel

In der Wannerhalle bleibe ich einen Moment stehen, sehe den Menschen zu, wie sie mit ihrem Gepäck an mir vorbeiziehen. Manche stehen am Treffpunkt. Warten. Ein Stand wird gerade aufgebaut. Selten ist die Bahnhofshalle einfach leer. Die Digital Days fanden hier statt. Im Winter folgt nun der Weihnachtsmarkt. Und immer mit dabei: der bunte, 11-Meter-grosse, dicke Engel, der das Geschehen teilnahmslos verfolgt und an der Decke hängt. Der «L'ange protecteur» stammt von Niki de St. Phalle, der französischen Künstlerin, die mit ihren Nana-Figuren Weltberühmtheit erlangte. Seit 1997 wacht der 1,2-Tonnen schwere Engel über die Reisenden.

Lebenslinie des Bahnhofs

Das Kunstwerk war ein Geschenk der Securitas zum 150-jährigen Bestehen der Schweizerischen Bundesbahnen. In drei Teilen wurde der Engel von den USA über Rotterdam und Basel nach Zürich verschifft. Die Figur wird alle drei Monate abgestaubt. Die Künstlerin hat zur Kolorierung Wasserfarben benutzt, deshalb kann der Engel nur mit einem Staubwedel und einem Druckluftspray behutsam behandelt werden, sonst würde die Farbe verblassen. Saint Phalles Engel ist nicht das einzige Kunstwerk, das die Haupthalle ziert. Als ich die Rolltreppe ins mittlere Untergeschoss nehme, fallen mir die rot leuchtende Spirale und die nummerierten Tierfiguren auf, die an der Glasfront befestigt sind. Die Installation stammt vom Italiener Mario Merz. Die rote Spirale soll die Le-

benslinie des Bahnhofes darstellen. Die Tiere stehen für das Kommen und Gehen im Bahnhof und in der ganzen Welt. Inspiriert wurde er von der Fibonacci-Folge, die eine Abfolge von Zahlen darstellt, um Spiralen zu berechnen.

Duschen für zwölf Stutz

Im Untergeschoss angekommen überlege ich mir, wie ich mich beschäftigen könnte. Shopping bis zum Umfallen ist sicher eine Möglichkeit, die sich hier aufdrängt. Ich staune darüber, wie man hier noch so absurde Bedürfnisse befriedigen kann. Ich könnte mir im Scherz- und Geschenkartikelladen ein leuchtendes Schweinchen kaufen, oder mich im exklusiven Weingeschäft beraten lassen, welcher edle Tropfen wohl am besten zu meinem geplanten Dinner passen würde. Ganze elf Kioske beherbergt der Zürcher Hauptbahnhof. Es sind elf von 201 Geschäften, die am HB um Kunden und Kundinnen buhlen. Und Toiletten gibt es zwei. Das wird mir schlagartig bewusst, als ich mich auf die Suche nach einer solchen mache. Ich lande dann im Zwischengeschoss.

Wie in der Badi ist es hier.

Dort finde ich das «Hygienecenter». Für zwei Stutz darf ich die drehende Barriere passieren und aufs Klo. Für zwölf Franken könnte ich sogar eine Dusche nehmen, um mich nachher vor einem der Spiegel zu föhnen und zurecht zu machen. Wie in der Badi ist es hier.

Männer in Massagesesseln

Nach meinem Schaufensterbummel drehe ich nun ein paar Runden im Zwischengeschoss. Die Bahnhofshilfe ist hier angesiedelt, die zum Beispiel Menschen mit Beeinträchtigung auf ihren Reisen hilft. Ich komme an zwei Männern vorbei, die wortlos nebeneinandersitzen und gebannt auf ihre Mobiltelefone starren. In den Ohren Kopfhörer. Sie sitzen in den Massagesesseln, die aber nicht an sind, und scheinen die Zeit totzuschlagen. Als ich ein paar Stunden später nochmals vorbeischaue, sind sie immer noch da.

Im Zwischengeschoss bleibt man von den Menschenmassen weitgehend verschont, es ist warm, und das WLAN funktioniert auch. Ein Ort der Zuflucht. Auch deshalb, weil hier die ökumenische Bahnhofskirche untergebracht ist. Als ich leise eintrete, sitzt da eine ältere Dame, die die Hände verschränkt und den Kopf gesenkt, in der vordersten Reihe sitzt. Auf dem blauen Teppichboden stehen vier Stuhlreihen. Eine grosse Kerze mit verschiedenen religiösen Symbolen erleuchtet den Raum. Die

Einrichtung steht allen Menschen offen, egal welcher Religion sie angehören. Seelsorger und Seelsorgerinnen stehen Redebedürftigen zur Verfügung. Ich zünde eine Kerze an und verlasse die Kirche.

Bierpfützen und Erbrochenes

Als ich aus dem Untergrund wieder zurück zur Halle kehre, mischen sich unter den üblichen Pendler-schwarm die Partywütigen, die meist aus der Agglo angereist sind, um sich in der Zürcher Clubszene auszutoben. Unter der Woche fahren zwischen zwölf und ein Uhr nachts die letzten Züge. Danach müssen alle Menschen den HB verlassen, da er für ein paar Stunden verbarrikadiert wird. Am Wochenende befördern Nachtzüge die ausgelaugten Clubbesucher und -besucherinnen wieder nach Hause. Für das Putzpersonal meist eine Zumutung: die Bierpfützen und das vertrocknete Erbrochene, von dem sie die Züge befreien müssen.

Aus einer Boombox dröhnt deutscher Rap. Ich glaube, Bushido zu erkennen. Mit mehreren Sixpacks Bier läuft eine Gruppe junger Männer in Richtung Sihlquai grölend an mir vorbei. Ich verstaue meine Kamera, schultere meinen Rucksack. Ein Blick auf die Schalttafel verrät mir, dass der nächste Zug nach Altstetten in 5 Minuten fährt. ◇

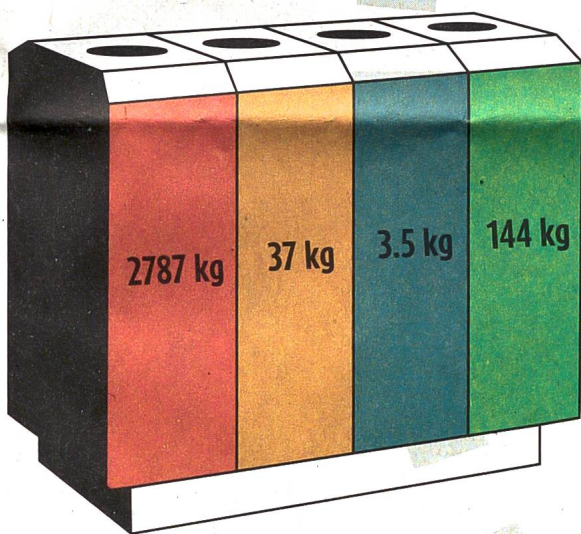


201 Läden, elf Kioske, zwei WCs: das Shopville im HB.



466'800 Passagiere pro Tag

Am Zürcher Hauptbahnhof halten Züge aus dem Inland und aus fernen europäischen Metropolen. Das wirkt sich auch auf die Anzahl Reisenden aus. Im Jahr 2016 stiegen durchschnittlich 466'800 Passagiere pro Tag ein, aus oder um. Das entspricht etwa 18-mal der Anzahl Studierenden an der Uni Zürich, der grössten Hochschule der Schweiz.



Fast drei Tonnen Abfall

Wer im HB unterwegs ist, kauft ein, trifft sich mit seinen Besten oder isst einen Hot Dog. Wie viel Abfall dabei entsteht, zeigt ein Blick unter die Verschalung der allgegenwärtigen Recycling-Stationen. Im Jahr 2014 entsorgten die Pendlerinnen und Pendler am Zürcher HB im Tagesschnitt 2'787 Kilogramm Abfall, 37 Kilogramm PET, 3,5 Kilogramm Aluminium und 144 Kilogramm Papier.

Eine Kathedrale im HB

Die Bahnhofskirche wird täglich von 400 Personen besucht. Das entspricht Dreiviertel einer Zürcher S-Bahn-Komposition.



Bahnhof der Superlative

Der Hauptbahnhof Zürich ist einer der meistfrequentierten Knotenpunkte der Welt. Hier fährt alle 30 Sekunden ein Zug ein oder aus.

Jonathan Progin (Text und Illustrationen)

Isabelle Schwab (Illustrationen)

Eschers eiserne Pferde

Die Eisenbahn hat die Schweiz im 19. Jahrhundert modernisiert. An den Schalthebeln der Macht sass Alfred Escher.

Stephanie Caminada (Text und Bild)

Erhöht inmitten des Brunnens vor dem Hauptbahnhof Zürich thront eine Statue. Sie hat ein wachsames Auge auf die Tore zu den Gleisen, die in alle Welt führen. Der Mann, dem die Figur ein Denkmal ist, hatte unter anderem die ETH, die Credit Suisse und den Gotthardtunnel initiiert. Es ist Alfred Escher. Er, einer der politisch und wirtschaftlich einflussreichsten Männer im Bundesstaat von 1848, hatte eine Vision.

Nord und Süd verbinden

1819 wird Alfred Escher in eine reiche Familie geboren. Früh ist er ein Workaholic. Unzählige wirtschaftliche und politische Ämter bekleidet er in seiner Karriere gleichzeitig. Heute illegitim, ist er gleichzeitig in der Regierung und der Gesetzgebung tätig. Zu einer Zeit, in der es noch keine direkte Demokratie gab, sei eine Ämterkumulation nicht unüblich gewesen, sagt Joseph Jung, Historiker und Escher-Biograph. In einem solchen Mass aber doch aussergewöhnlich.

Das Eisenbahnwesen in der Schweiz hat Alfred Escher tatsächlich viel zu verdanken. 1847 ist der Hauptbahnhof noch kein Haupt- sondern nur ein Bahnhof. Er ist ja auch der einzige der Stadt. Die Bahnhofstrasse gibt es noch nicht, die Ausdehnung der Stadt hält sich eng an die Limmat. Im August 1847 fährt der erste Zug aus Zürich nach Baden. Escher aber denkt in grösseren Massstäben: Er träumt von einer Eisenbahnverbindung vom Norden in den Süden der Schweiz. Die Privatisierung der Eisenbahn, für die er kämpft, wird sein Mittel zum Zweck werden.

Der Standort bleibt

Immer mehr Zugverbindungen kommen dazu, schnell ist der Bahnhof Zürich zu klein. Alfred Escher schreibt einen Wettbewerb für die Konstruktion ei-



Der Schweizer Eisenbahn-Fürst: Escher-Statue auf dem Bahnhofplatz.

nes neuen Bahnhofs aus. Ein Kopfbahnhof soll es werden, so die Bedingungen. Den Zuschlag erhält Jakob Friedrich Wanner, ein Vertrauensmann Eschers und Chefarchitekt der Schweizerischen Nordostbahn. Es wird mit dem Gedanken gespielt, den Bahnhof ans Seeufer zu legen, da der See als Transportweg weiterhin bedeutend ist. Escher entscheidet schliesslich, den Bahnhof da zu belassen, wo er immer war. Später würde dies den Planern von unterirdischen Bahnhöfen und der Durchmesserlinie einiges Kopfzerbrechen bereiten. Der Fröschengraben, der als Befestigung der Stadt diente, wird zugeschüttet und anstelle des übel riechenden Gewässers wird die Bahnhofstrasse als Boulevard gebaut.

In mehrfacher Funktion unterzeichnen

Escher ist die Bedeutung des Bahnwesens für die Schweiz bewusst. Die Eisenbahn ist der Schlüssel des 19. Jahrhunderts, nichts sei wichtiger für die Entwicklung zum modernen Staat hin gewesen, sagt Jung. Der noch junge Bundesstaat muss seine Infrastrukturen ausbauen. Der Ausbau der Bahnlinien erfordert riesige Summen, die die finanziellen Mittel der Staatskasse bei weitem übersteigen. Kurzerhand gründet Escher die erste grosse Aktienbank für Industrie und Handel, die Schweizerische Kreditanstalt, die heutige Credit Suisse. Die Sache auf die Spitze treibend, präsidiert er auch hier den Verwaltungsrat. 1857 kommt die Rentenanstalt dazu, die heutige Swiss Re, die Eschers wirtschaftspolitischen Einfluss vervollständigt. Hier zeigt sich seine unvorstellbare Macht. Interessenkonflikten geht er einfach aus dem Weg. So verhandelt er als Vertreter des Staates, in seinem Amt als Nationalrat und als Präsident der Eisenbahngesellschaft, wie zum Beispiel bei der Konzessionserteilung der Eisenbahnstrecke von Zürich nach Dietikon, gleich mit sich selbst.

Wo beginnt man zu bauen, wenn nur wenig Geld vorhanden ist? Hätte die Schweiz das Schienennetz mit öffentlichen Geldern finanzieren müssen, sein Ausbau wäre nie so schnell vorangegangen, meint Jung. Durch die riesigen Investitionen Eschers war innert weniger als zehn Jahren das ganze Mittelland erschlossen. Mit der Gründung der ETH sorgt Escher zudem dafür, dass es nicht an ausgebildeten Ingenieuren und Technikern fehlte.

Dunkle Geschäfte

Escher kombiniert nicht nur politische und wirtschaftliche Macht, er hat auch die finanziellen Mittel um seine Projekte voranzubringen. Er hat viel Geld, sowie einige Liegenschaften, wie den Belvoirpark am Zürichsee von seinem Vater Heinrich Escher geerbt.

Dieser kam als Kaufmann in den USA zu Reichtum, wo er im Bankgeschäft tätig war und mit Land spekulierte. Heute ist bekannt, dass ein Teil des Vermögens der Familie Escher aus dem Ertrag von Sklavenarbeit auf einer Kaffeeplantage in Kuba

stammt. Sklaven finanzierten die Modernisierung der Schweiz, kritisieren Linke. Joseph Jung relativiert: Die Plantage habe Friedrich Escher gehört, dem Onkel Alfreds. Alfred selbst beteuerte, nie auf Kuba gewesen zu sein, er nahm aber auch nie eine kritische Position dazu ein. Dies obwohl die Machenschaften seines Onkels seinem liberalen Denken widersprechen hätten müssen.

Weder Diktator noch Demokrat

Seine Bewunderer nennen ihn den «Princeps», den «ungekrönten König der Schweiz». Kritiker wie Jeremias Gotthelf hingegen sahen ihn in einem ganz anderen Licht, als republikanischer Diktator. Er selbst sah sich als radikalen Demokraten.

Beide Bilder sind falsch. Escher ist ein Aussen-seiter, ein Wirtschaftsliberaler im konservativen Zürich. In der Stadt ist fast jeder gegen ihn. Trotzdem ist er immer wieder gewählt worden. Er ist ein Kapitalist, arbeitet aber nicht in die eigene Tasche. Die Schweiz lag Escher immer am Herzen, für ihr Wohl wollte er sorgen, meint Jung. Dem Bevölkerung traut

«Escher war ein Relikt aus einer anderen Zeit.»

Escher aber nicht zu, dass es über komplexe Fragen diskutieren oder gar abstimmen könnte: Er sprach sich gegen die direkte Demokratie aus.

Ende der Ära

Eine solche Vormachtstellung einer einzelnen Person schürt zu recht auch immer die Wut von Kritikern und Kritikerinnen. Die Schweiz hatte sich 1860 verändert. «Escher war ein Relikt einer anderen Zeit», meint Joseph Jung. Es formiert sich eine starke Opposition aus den benachteiligten Bevölkerungsschichten. Die sogenannte Demokratische Bewegung fordert mehr Mitsprache für das Volk, es wurde gegen den Wirtschaftsliberalismus des «System Eschers» angekämpft. Mitte der Siebzigerjahre kommt die Wirtschaftskrise dazu. In dieser schwierigen Zeit will Escher den Gotthardtunnel durchbringen und scheitert an der Finanzierung. 1878 muss er vom Projekt zurücktreten. Kurz nach dem Durchstich des Tunnels 1882, zu dem er nicht eingeladen wurde, stirbt Escher schwer krank an den Folgen seiner Überarbeitung.

So umstritten Alfred Escher auch ist, ohne ihn sähe Zürich ganz anders aus, nicht nur stadtplanerisch sondern auch wirtschaftlich. Mit seinen Initiativen zugunsten der Eisenbahn hat er die Schweiz modernisiert. ◇



Studiert an der ZHAW, macht jetzt ein Praktikum bei den SBB: Giuliano Catalano

Vom Hörsaal zum Bahnhof

Viele Studierende arbeiten nach ihrem Abschluss im öffentlichen Verkehr. An der ZHAW gibt es ein Studiengang, der darauf ausgerichtet ist.

Reto Heimann (Text)

Oliver Camenzind (Bild)

Für viele Studierende gilt: Der Weg an die Uni führt über den Hauptbahnhof. Sie kommen mit Fernzügen, S-Bahnen oder steigen hier aufs Tram. Der Hauptbahnhof Zürich ist indirekt ein wichtiger Bestandteil des Studiums.

«Jeden Tag etwas Neues»

Vom Bahnhof in den Hörsaal – und vom Hörsaal dann zurück zum Bahnhof. Das gilt zumindest für Giuliano Catalano: Er absolviert momentan ein Hochschulpraktikum bei den Schweizerischen Bundesbahnen (SBB), wo er auf der Medienstelle tätig ist. Catalano studiert Kommunikation an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW). Der dreijährige Studiengang sieht vor, dass die Studierenden im fünften Semester ein Praktikum machen, um die im Studium erlernten Fähigkeiten praktisch anwenden zu können. «Grundsätzlich ist es wie bei jedem Praktikum: Es geht darum, etwas zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, wie es ist, einer Arbeit nachzukommen», sagt Catalano.

Für die SBB hat er sich entschieden, weil sie so vielfältig sei: «Die SBB ist ein Grossbetrieb mit unterschiedlichsten Teilbereichen. Seit ich mein Prak-

tikum begonnen habe, ist noch kein Tag vergangen, an dem ich nicht etwas Neues gelernt hätte.» Dazu komme, dass die SBB eine Partnerin der ZHAW sei.

Grundgerüst aus dem Studium

In seiner täglichen Arbeit unterstützt Catalano die Pressesprecher und Pressesprecherinnen auf der Medienstelle. Er hilft bei der Recherche und arbeitet Antwortvorschläge auf Medienanfragen aus. Am liebsten aber mag er es, wenn er sich über längere Zeit mit einem Thema auseinandersetzen kann: «Wenn ich beispielsweise eine Medienmitteilung verfasse und dafür ein paar Tage Zeit habe, finde ich das reizvoll.» Dabei kommt ihm das Wissen aus dem Studium zugute. Auch wenn er es im Studium als trocken empfunden hat, zu lernen, wie man eine Medienmitteilung verfasst, ist er nun froh darum. «Ich habe ein Grundgerüst, auf das ich bauen kann», Catalanos Praktikum endet im Januar. Danach wird er an die ZHAW zurückkehren, um seinen Abschluss zu machen.

Alles mit Verkehr

Ein anderer Studiengang – ebenfalls an der ZHAW – bereitet die Studierenden ebenfalls auf eine spätere Arbeit im öffentlichen Verkehr vor. Der Studiengang ist äusserst breit angelegt, erklärt Andreas Schori, der sich im dritten Semester befindet: «Vereinfacht gesagt, studieren wir alles, was sich bewegt.» So

setzen sich Studierende mit allerlei auseinander, was mit Mobilität und Verkehr zu tun hat – nicht nur mit dem öffentlichen. Auch mit logistischen Aspekten wie der Planung und Instandhaltung des Strassennetzes befassen sich die Studis. Immer wichtiger werde zudem der intermodale Verkehr, das Reisen mit verschiedenen Verkehrsgütern für eine Strecke: «Während des Studiums sind wir Generalisten. Mit der Bachelorarbeit spezialisieren wir uns dann», sagt Schori.

Auch beim Studium Verkehrssysteme arbeitet die ZHAW mit Partnern zusammen – eine der wichtigsten ist auch hier die SBB. Daneben finden sich aber auch Firmen wie Alstom, Siemens oder Stadler Rail. Teil der Zusammenarbeit ist es, dass die Partnerunternehmen jedes Semester Dozierende stellen, die ihr Fachwissen den Studierenden weitergeben. Etwas, was Schori schätzt: «Genau das ist für mich der Vorteil einer angewandten Wissenschaft.»

Arbeitsfeld Hauptbahnhof

Jedes Jahr nehmen 20 bis 30 Studierende ein Studium der Verkehrssysteme auf. Der öffentliche Verkehr ist das Arbeitsfeld, in dem der Grossteil von ihnen nach dem Abschluss arbeitet. Viele von ihnen haben dabei in der einen oder andern Form wieder mit dem Hauptbahnhof zu tun. Nicht mehr als Studierende auf dem Weg zur Uni. Sondern als Arbeitnehmenden im öffentlichen Verkehrswesen. ◇



· Gleich neben den Gleisen gelegen: die ZHAW in Winterthur



Overacting als Konzept: Deutschlehrer Martin Burkhardt.

Martin lehrt Deutsch

Der Student gibt auf Youtube Deutschkurse. Das kommt vor allem bei Geflüchteten an.

Natalie von Riedmatten
(Text und Bild)

Am Anfang stand die Frage «Du oder Sie?» In seinem ersten Youtube-Video, hochgeladen im April 2017, erklärte Martin seinen Zuschauenden, wann Duzen und wann Siezen angebracht ist. Der Auslöser für diese ersten Gehversuche im Internet – damals noch mit einem Handy

aufgenommen – war Martins Tätigkeit als Deutschlehrer. Oder genauer: Marcello aus Kolumbien, dem er die ersten deutschen Sätze beigebracht hat. Dieser war so angetan von seinem Lehrer, dass er vorschlug, dessen Sprachwissen in Videos zu verpacken. Den Kanalnamen «Deutsch mit Martin» lieferte er gleich mit.

Overacting als Markenzeichen

Martin steht vor seiner Kamera in einem stickigen Kellerraum in Zürich Schwamendingen, während Marcello mit verschiedenen Aufnahmewinkeln experimentiert. Durch das Studio verläuft eine Abwasserleitung – jedes Mal wenn Bewohnende des Wohnblocks auf die Toilette gehen, rauscht und sprudelt es. Marcello ist inzwischen zufrieden mit der Kameraposition, Martin nimmt seinen Platz vor dem Greenscreen ein und beginnt zu reden. Es geht um die Wortfamilie «Respekt», dazu gestikuliert er gross, schwungvoll, raumergreifend – das Overacting ist ein Markenzeichen des Kanals.

Das will der Student der deutschen

Sprach- und Literaturwissenschaften jedoch nicht als Unbeholfenheit verstanden wissen. «Es hilft, Gesagtes zu verstehen. Mit Körpersprache können Inhalte hervorgehoben und dargestellt werden.» Begeisterte Kommentare und eine wachsende Zuschauerschaft seiner Videos geben im Recht. Knapp 5000 User haben den Kanal inzwischen abonniert. Etwas stolz sei er gewesen, als er erstmals mehr Klicks hatte, als Menschen in seiner Heimatstadt Salzburg leben – ein Ort, der ihn inzwischen «nur noch langweilt».

Die österreichische Herkunft hört man Martin nicht an: Stattdessen wechselt er zwischen Schweizerdeutsch und Hochsprache hin und her. Warum er auf das charakteristische Österreichische verzichtet, hat einen guten Grund, wie Martin ausführt: «Damit will ich die österreichische Regierung stürzen», meint er schelmisch. Martins Antworten kommen schnell und scharf, er kokettiert gerne.

«Destruktive Kritik»

Sein Projekt verfolgt er mit viel Enthusiasmus, auch wenn man ihm manchmal mit wenig Entgegenkommen begegne. Als er das Sprachzentrum von Uni und ETH darum bat, seinen Youtube-Kanal dort bewerben zu dürfen, lehnte dieses ab. Dabei sei es aber nicht geblieben, zusätzlich sei «oberflächliche und destruktive Kritik am gesamten Konzept» geübt worden, so Martin. Der betreffende Professor wollte sich auf Nachfrage der ZS nicht dazu äussern.

Das Goethe-Institut Riad hingegen zeigte sich von den Videos begeistert und wollte ihn für vier Wochen nach Saudi-Arabien einladen. Zustande gekommen ist die Kooperation jedoch nicht. «Ich war während des Organisationsprozesses in den Ferien, das ist auch irgendwie unglücklich gelaufen.» Er freue sich aber nur schön über die Anerkennung, die ihm die Institution für Deutsch als Zweitsprache damit gezeigt hat.

So oder so hat er mit seinem Projekt noch viel zu tun: Martin plant eine Videoreihe zum Thema Schweizerdeutsch, für die er noch Freiwillige sucht. Zudem ist die Webseite momentan aufgrund technischer Probleme nicht abrufbar, in den nächsten Wochen wolle er sich aber darum kümmern. «Ich bin eben jemand, der sehr unrealistische Vorstellungen von der Anzahl Stunden an einem Tag hat.» ♦

Ein Zeichen gegen Foodwaste

Der Fair-Teiler ist ein Vorratsschrank, der der Lebensmittelverschwendung in Zürich den Kampf angesagt hat.

Nuria Tinnermann (Text) und Oliver Camenzind (Bild)



Der sogenannte Fair-Teiler wird von der Foodsharing-Community regelmässig mit neuen Lebensmitteln ausgestattet, die sonst weggeschmissen worden wären. Was diese Art von Vorratsschrank auszeichnet, ist, dass er nicht in einem Haus steht, sondern draussen und für alle zugänglich ist. In Zürich sind gleich drei davon an öffentlichen Orten auffindbar: Einer am Sihlquai gleich bei der Pho-

tobastei, einer an der Kernstrasse und einer in Oerlikon. Ins Leben gerufen wurden die frei zugänglichen Kühlschränke von foodsharing, einer ursprünglich in Deutschland gegründeten Umweltorganisation, die das Ziel verfolgt, etwas gegen die immense Lebensmittelverschwendung zu unternehmen. In erster Linie vermittelt foodsharing Menschen, die aktiv etwas gegen Verschwendung tun

wollen, mit Betrieben, die nicht mehr sinnlos Essen wegschmeissen möchten. Um die Möglichkeit zu schaffen, Esswaren nicht nur vor der Tonne zu bewahren, sondern sie auch teilen zu können, wurden die Fair-Teiler geschaffen. Alle Mitglieder der Foodsharing-Community können Lebensmittel deponieren und mitnehmen und jeder und jede darf der Community beitreten. ♦

Federgewichte — Samtig weich löst ihr euch aus dem Oval. Haftet an meinen Fingern, ohne sie zu verkleben. Gebt mir ein flauschiges Gefühl, wenn ich euch auf meinen Handballen lege, obwohl ich euch aufgrund eures Federgewichts kaum spüren kann.

Wohlig verreise ich euch zwischen Daumen und Zeigefinger. Als würde ich meine Fingerkuppen in einem Meer aus Wattebäuschen tunken, so fühlt sich das an. Bald verreise ich euch zwischen meinen Handflächen zu immer noch weichen, aber kompakteren Kügelchen. Bald puste ich euch in die Luft und schaue euch hypnotisiert zu, wie ihr langsam zu Boden schwebt. Ich hebe euch wieder auf. Endlich verzupfe ich euch in einem Anflug kindlicher Zerstörungswut. Ihr löst euch voneinander wie Pulverschnee, den man von den Ästen schüttelt.

Im Unterschied zu Schnee allerdings seid ihr nicht weiss. Oft seid ihr wahre Kunstwerke kunterbunt gescheckter, wild ineinander geflochtener Fäden. Manchmal seid ihr von strahlender Einfarbigkeit. Bordeauxrot. Azurblau. Und manchmal auch einfach nur grau. Ihr überrascht mich jedes Mal aufs Neue.

Euretwege gehe ich gerne in die Waschküche. Ihr seid der Grund, weshalb ich nach dem Kleiderwaschen gutgelaunt bin. Ihr seid die Fusel im Filter meines Wäschetrockners.



Reto Heimann

Genug gehasst: Wir vergöttern, was wir lieben, und loben es in den Himmel.



Unheimliche Nähe

«Glaubenberg» ist ein unangenehmer Film. Der neue Film des Schweizer Regisseurs Thomas Imbach handelt von einer Liebe, die nicht sein darf. Die junge Lena (Zsófia Körös) ist hoffnungslos verliebt in Noah. Das Problem: Er ist ihr Bruder.

Als Publikum geraten wir in Bedrängnis. Wir fühlen zwar mit Lena mit, sind aber zugleich abgestossen von ihren Handlungen; genau wie die Figuren im Film – allen voran ihr eigener Bruder. Es ist eine kontroverse Thematik und keine einfache Rolle, die Zsófia Körös hier spielen durfte. Die Mehrheit der Einstellungen besteht aus Grossaufnahmen, was dem Film eine erschreckende Intimität verleiht. Wir sind näher dran am Geschehen, als wir es eigentlich sein möchten.

«Die Kamera war schon immer recht nah dran», gibt Körös verlegen im Gespräch mit der ZS zu, obwohl sie die Rolle mit einem erstaunlichen Selbstbewusstsein spielt. Während des neunwöchigen Drehs, erzählt Körös, hat sie die Aufnahmen nie zu Gesicht bekommen: «Thomas hat mir nie etwas gezeigt, damit ich mir nicht zu viele Gedanken mache.»

Im Film verschwimmen Realität und Lenas Fantasien immer mehr, je stärker die Obsession mit ihrem Bruder wird. Es ist teilweise nicht mehr klar, welche Gespräche sie wirklich führt und welche nur in ihrem Kopf stattfinden. Der Schnitt verbindet Lenas Leben und Fantasien zusätzlich mit ihren Kindheitserinnerungen auf dem Glaubenberg. Durch Slow-Motion wird den Bildern eine Traumhaftigkeit gegeben und Motive aus Ovids «Byblis und Kaunos» aufgegriffen. Diese Ungebundenheit von Raum und Zeit, Traum und Realität erinnert an Imbachs «Mary Queen of Scots» und tatsächlich sagt Körös, dass Imbach wollte, dass sie sich den Film während des Drehs ansah.

Glaubenberg ist kein Film für alle, vor allem durch sein langsames Tempo und die problematische Thematik, dürfte er einige abschrecken. Doch wer sich auf die Geschichte einlassen kann, findet eine gekonnte Umsetzung des Ovid-Mythos in der heutigen Zeit, zusammen mit einer starken Performance von Körös, die sich als Nachwuchstalente des Schweizer Kinos entpuppt.

[sed]

«Glaubenberg» mit Zsófia Körös läuft ab dem 22. November im Kino.



Das Recht in der Literatur von Max Frisch

Etwas unbeholfen schlendert man durch den kleinen, sterilen und einengenden Raum. Man mustert Dokumente in Vitrinen und beäugt die Plakate und Schriftstücke, die an den Wänden angebracht sind. Sie alle beschäftigen sich mit einem der bedeutendsten Schriftsteller der Schweiz des letzten Jahrhunderts. Vom 25. Oktober bis zum 12. April 2019 ist an der ETH die Ausstellung «Max Frisch und das Recht» zu sehen. Ziel der Ausstellung ist es, «das juristische Denken und die Rhetorik des Rechts in Frischs literarischem Werk» zu erfragen und zu erklären.

Max Frisch hat sich zeitlebens intensiv mit rechtlichen Fragen auseinandergesetzt. So zeigt die Ausstellung unter anderem eine Stellungnahme von Max Frisch zum revidierten Asylgesetz von 1987 in der WOZ, sein Protest gegen die Wegweisung chilenischer Geflüchteten aus Zürich bis hin zu seinem literarischen Schaffen, das sich oft um Fragen nach Gerechtigkeit, Wahrheitsfindung und die Kunst der juristischen Sprache dreht.

Die Ausstellung verfehlt ihr Ziel: Verkrampft versucht man jedes Detail der Plakate, Bilder und Handschriften zu analysieren und dabei nachzuvollziehen, wie das Recht im Schreiben eines Schriftstellers zum Ausdruck kommt. Doch dazu wäre die ausnahmslose Kenntnis des Werkes Max Frischs nötig; auch müsste dazu seine Biographie bis in die kleinsten Teilbereiche ausgeleuchtet werden.

Die Verbindung von Recht und Literatur, wie ein Einzelner sie empfindet, ist für Ausenstehende nicht leicht zu erfassen oder nachzuvollziehen, da kann man noch so lange in aufrechter Position Plakate betrachten. Das Recht, von der Gesellschaft geformt und die Gesellschaft formend, hat in seiner Verwendung stets eine persönliche Komponente – genauso wie die Literatur, die Wahrheit und die Frage nach ewigem Glück.

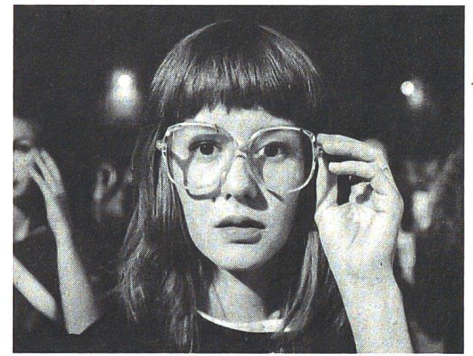
Warum überhaupt findet die Ausstellung an der ETH statt? Er war einer der bedeutendsten Schriftsteller der Schweizer Literaturgeschichte und sie ist die renommierte Eidgenössische Technische Hochschule. Die an sich nicht unbedingt etwas mit Literatur zu tun hat. Aber die Verbindung von Max Frisch zur ETH hat einen biographischen Hintergrund. Bevor sich der Schriftsteller gänzlich dem Verfassen von Romanen, Erzählungen und Essays widmete, absolvierte er sein Architekturstudium an der Technischen Hochschule.

Danach war Frisch mehrheitlich als Schriftsteller tätig. In den Siebziger Jahren fragte er sich irgendeinmal, was mit seinem Nachlass geschehen soll. Die Antwort darauf war die Gründung einer auf seinen Namen lautende Stiftung – die Max-Frisch-Stiftung. Die Verwaltung des literarischen Nachlasses soll mit allen Rechten und Pflichten von der Stiftung übernommen werden. Damit auch noch eine Arbeitsstätte für die Forschung zur Verfügung steht, wurde das Max-Frisch-Archiv an der ETH errichtet.

Vielleicht verfolgt diese Ausstellung auch nicht das primäre Ziel, den Wissenshorizont seiner Betrachter in einem spezifischen Bereich zu erweitern. Vielleicht soll eine Ausstellung einfach nur den Gang verborgener Gedanken freischnitten. Die Leitung des Max-Frisch-Archivs ist bestrebt, an diesem Ort zeitlose Themen anzusprechen, indem sie einen Blick in die Vergangenheit wagt und zeigt. Es ist zwar schwierig, sich über «Max Frisch und das Recht» eine Meinung zu bilden, wenn das Hintergrundwissen nicht vollumfänglich gegeben ist. Aber sich davon inspirieren zu lassen, ist bestimmt einfacher.

[kab]

Die Ausstellung zu Max Frisch und dem Recht läuft noch bis zum 12. April 2019.



Russischer Punk

In «Leto» entführt Regisseur Kirill Serebrennikov in die triste Aussichtslosigkeit, mit der Rockmusiker und Rockmusikerinnen im Leningrad der frühen Achtzigerjahre zu kämpfen hatten. Eindrücklich wird der starke Freiheitsdrang einer jungen Generation in stimmungsvollen und poetischen Schwarzweissbildern eingefangen. Gelegentlich unterbrechen zeitgenössisch anmutende Animationen die analoge Ästhetik, in denen sich die filmische Realität mit der Fantasie der Akteure und Akteurinnen vermischt. Schlägereien, aufregende Tramfahrten, ja sogar Morde geschehen, werden danach aber als reines Fantasieprodukt der Protagonistinnen und Protagonisten entlarvt.

Was Serebrennikov mit diesen wenigen fiktiven Einschüben sagen will, bleibt offen. Klar ist aber: Eine historisch korrekte Darstellung bezweckt er mit «Leto» nicht. Vielmehr lebt sein Film von verdammt guter Musik und dem Alltag der jungen Sowjetbürger und Sowjetbürgerinnen, die gemeinsam den Ausbruch aus einem starren System suchen. Dabei wird die Geschichte vor allem von den erstklassigen Leistungen der Schauspieler und Schauspielerinnen getragen – die eigentliche Handlung bleibt langatmig und die Liebesgeschichte ist ziemlich klassisch und damit schon früh vorhersehbar.

Trotzdem: Die ambivalente Beziehung zwischen Ost und West anhand von Musik aufzuzeigen, ist erfrischend anders. Es ist nicht Politik, sondern die Lebenswelt von Menschen, die sich nach Musik, Freiheit und künstlerischem Ausdruck sehnt. Alles in allem ist «Leto» ein herrlich stimmiger Film, der allein schon seines Soundtracks wegen unbedingt seh- und hörensenswert ist.

Der Regisseur befindet sich übrigens seit 2017 in Moskau unter Hausarrest. Denn auch die Kritik am System kommt in «Leto» nicht zu kurz: Serebrennikov, der als freier Kopf der russischen Theater- und Filmszene Bekanntheit erlangte, wurde noch vor Vollendung der Dreharbeiten von «Leto» festgenommen. Letzte Szenen dirigierte er von seiner Wohnung in Moskau aus. Der Schauprozess hat am 8. November begonnen.

[juf]

Das in Cannes ausgezeichnete Biopic «Leto» läuft seit dem 15. November im Kino.

Speichen geradebiegen

Studierende gründeten eine Velowerkstatt. Kaputte Velos kann man neu auf dem Höneggerberg selbst reparieren.

Ludwig Hruza (Text und Bilder)



Alles ist da: Die neue Velowerkstatt auf dem Höneggerberg.

Wer ein kaputtes Velo in der Garage stehen hat, würde vielleicht nicht als allererstes den Drahtesel auf den Höneggerberg schieben. In der Tat hätte man allerdings guten Grund dazu. Passionierte Velofahrende haben dort seit September einen Raum in der «Student Village», der Studisiedlung auf dem ETH-Campus, zu einer Velowerkstatt eingerichtet. Man findet dort alle erdenklichen Werkzeuge fürs Velo und auch solche, von denen man erst einmal herausfinden muss, wofür sie überhaupt gut sind. Das Projekt heisst Velove, kurz für Veloverein, und

ist mittlerweile ein eingetragener Verein mit 110 Mitgliedern. Das Konzept: Studis aller Hochschulen können gratis ihr Velo selbst reparieren, das nötige Spezialwerkzeug benutzen und sich gegenseitig helfen oder von den Helferinnen und Helfern der Werkstatt beraten lassen.

Werkzeugkiste auf Wanderschaft

Einer der Helfer ist Manuel Holzer, ein sympathischer Umweltwissenschaftsstudent im letzten Mastersemester mit Wollpulli, Zopf – und natürlich mit Velo. Holzer begann sich vor mehr als drei Jahren

für eine Velowerkstatt an der ETH einzusetzen. Mit Erfolg. Im März 2017 öffnete die Werkzeugkiste zum ersten Mal ihre Schubladen, denn einen eigenen Raum hatte die Werkstatt damals noch nicht. Das Herzstück war die Kiste auf Rädern mit einem darauf montierten Zentrierständer. Sie wurde jede Woche aufs Neue zu Öffnungszeiten zusammen mit einer Luftpumpe, drei Fahrradständern und einer Mülltüte aus der ETH-Tiefgarage im Zentrum in die Töffligarage geschoben – und später wieder zurück. Das Angebot fand Anklang. An manchen sonnigen Ta-

gen tummelte sich ein ganzer Haufen zu reparierender Velos mit ihren mehr oder weniger tüftelbegeisterten Besitzerinnen und Besitzern vor der Töffligarage.

Als die kalte Jahreszeit kam, zog die Werkstatt im Oktober 2017 auf den Hönigerberg ins «Student Project House», eine offene Werkstatt der ETH. Obwohl dieses ganz neu eröffnet wurde, fand sich kein eigener Raum für die Velowerkstatt. So hauste sie weiterhin als Vagabund: zwischen Tür und Angel im Eingangsbereich. Die Werkzeugkiste wurde wie eh und je zu den Öffnungszeiten aus einer dunklen Kammer geholt und später dorthin zurückgebracht.

20 Kilometer zurückgelegt

Nach zwei Jahren auf Wanderschaft ist die Velowerkstatt diesen September in ihrem eigenen Raum sesshaft geworden. Die Räder der Werkzeugkiste sind abgeschraubt; nun steht sie unter der Werkbank im Warmen und Trockenen. Eine kurze Rechnung ergibt ein erstaunliches Ergebnis: Mehr als 20 Kilometer hat die Kiste in den letzten eineinhalb Jahren beim zweimal wöchentlichen Auf- und Abbauen der Werkstatt zurückgelegt. Man kann diese Zahl als Beweis für den langen Atem sehen, den Holzer und seine Mitstreitenden brauchten, um ihren Traum einer Velowerkstatt zu verwirklichen. Man kann es aber auch als Kritik an den Strukturen der ETH sehen, die Neugründungen von studentischen Projekten nicht unbedingt einfach machen.

In der neuen Velowerkstatt ist es gemütlich. Die Einrichtung zeugt davon, dass Tüftler am Werk sind. Fast alles ist selbst gebaut: ein Sofa und Tisch aus Holzpaletten, die Werkbank und darüber das Werkzeugbrett, an dem fein säuberlich jedes Werkzeug seinen Platz hat. Es gibt Kaffee, Musik und Platz für mindestens vier Leute, die gleichzeitig an ihren Velos arbeiten können. Heute ist nicht viel los, eine Studentin flickt ihren Platten und der Hausmeister der «Student Village» kommt mit seinem E-Bike vorbei. «Er hat uns wirklich sehr geholfen, indem er Holz und Werkzeuge für die Inneneinrichtung gestellt hat», sagt Hannes Heller, Präsident der Werkstatt. Heller ist Bauingenieur im Master und engagiert sich seit dem Frühjahr für die Velowerkstatt. Natürlich sei der Standort auf dem Hönigerberg nicht optimal, aber unglücklich



Hannes Heller bei der Arbeit in der Velowerkstatt.

sei er nicht darüber. 900 Studierende wohnen gleich nebenan, und wer sein Fahrrad aus dem Zentrum auf den Hönigerberg hinaufbringen will, der könne den ETH-Link benutzen. Dennoch – beinahe hätte die Velowerkstatt einen Raum im Zentrum an der Sonneggstrasse bekommen, aber im entscheidenden Moment hätten die Verantwortlichen der Abteilung ETH Immobilien geschlafen und der Raum sei weg gewesen, so Heller.

Heller will die Velokultur mehr in den Köpfen der Studierenden zu verankern. Das Velo würde immer noch nicht vollkommen ernst genommen als gleichwertiges Fortbewegungsmittel im Stadt-

verkehr. Konkret schwebt ihm für die Zukunft der Velove-Velowerkstatt ein zweiter Standort im Zentrum vor. Und durchgehende Öffnungszeiten seien sowieso irgendwann angebracht.

Bisher hat die Werkstatt zweimal in der Woche geöffnet und bietet immer wieder Veloreperatur-Workshops für Einsteiger an, für die man sich auf der Website anmelden kann. Wer allerdings im Internet nach «Velove» sucht, der landet zuerst bei einem Veloladen in Basel. Dazu sagt Heller schmunzelnd: «Ich dachte, das Wortspiel sei eine mega gute Idee, aber das haben andere offenbar auch schon herausgefunden.» ♦



Die Grossstadt Berlin ist Menschen aus Zürich zu Beginn nicht ganz geheuer.

Mythos Berlin

In Berlin wimmelt es von Zürcherinnen und Zürchern. Wieso schwärmen wir in die Bundeshauptstadt wie Motten zum Licht?

Kevin Solioz
(Text und Illustration)

Zürich: Das wohlbehütete Nest, alles funktioniert reibungslos, ist sauber, sicher, schnell erreichbar, und trotz grossstädtischer Allüren auch irgendwie traditionsbewusst und herzlich. Dennoch gibt es etwas, was viele Zürcherinnen und Zürcher dazu bewegt, den Sprung ins

drohende Unbekannte zu wagen. Denn wer in Berlin ankommt, ist erstaunt: Es wimmelt geradezu von uns! Es ist merkwürdig, denn auf den ersten Blick muss dem Zürcher Auge in Berlin eigentlich alles etwas schlechter erscheinen.

Verlorenheit

Da wären zum Beispiel die Distanzen: Du willst schnell deinen Freund besuchen? Vergiss es. Nach dem Gang zur U-Bahn, und dreimaligem Umsteigen sind mindestens 40 Minuten vergangen.

Die Folge davon ist ein Gefühl der Verlorenheit. Denn wer in Zürich lebt, ist sich gewohnt, das ganze Nachtleben überblicken zu können. Dazu braucht man nur am Freitagabend der Langstrasse entlang zu gehen – wobei man in Zürich meistens noch auf mindestens zehn Bekannte trifft – und die grosse Party ist unmöglich zu verpassen. Anders in Berlin. Vergeblich sucht man hier das Zentrum, den Ort, wo alles passiert. Wo zum Teufel ist hier die Langstrasse?! Hier wird man verfolgt vom ständigen Gefühl, immer an der falschen

Ecke der Stadt zu sein, immer das Beste gerade zu verpassen.

Müll und Sprache

Dazu kommt der Dreck und das Chaos. Matratzen, Drucker, Toiletten, alles landet auf dem Trottoir. Aus den Möbelkavernen, die hier vergammeln, liessen sich dutzende Wohnungen möblieren. Ähnlich chaotisch ist der Verkehr. Während man in Zürich auf keinem einzigen Quadratmeter sein Auto ungestraft stehen lassen kann, erklären die Berliner kurzerhand eine Fahrspur zum Parkplatz. Wieso auch nicht?

Und dann wäre da die Sprache. Während wir in Zürich gerne mal über Deutsche lächeln, wenn sie ein «Grüezi» versuchen, hat sich hier der Spiess gewendet. Wer beim rustikalen «Schulhochdeutsch» mit dem rollenden «R» bleibt, muss sich nicht wundern, wenn man verwundert gefragt wird: «Ist das jetzt Schweizerdeutsch? Das verstehe ich ja gar nicht so schlecht!». Früher oder später wird man sich anpassen, um nicht dauernd und vor allem sofort als Schweizer oder Schweizerin erkannt zu werden. Überrascht stellt man fest, es fordert heraus, aber entsprechend gross ist auch das Erfolgsgefühl, wenn der Akzent das erste Mal unerkant bleibt.

Zieht weg!

Wieso also kommt man hierher? Man kommt nach Berlin, um sich nicht zu ruinieren, wenn man öfter mal auswärts isst. Man kommt, um sich mal in einem fremden Stadtteil zu verirren. Um sich nicht um Waschpläne, Altpapierbündel und Nachtruhe zu kümmern. Um mal ungestylt aus dem Haus zu gehen und sich dabei nicht wie ein Outcast zu fühlen. Und vor allem um zu sehen, dass die Leute hier auch glücklich sind, dass sie sich nicht gegenseitig abmurksen, wenn nicht alle drei Minuten ein Polizeiauto vorbeifährt. Um zu sehen: Es geht auch anders! In Berlin können wir all das entdecken, was wir nie hinterfragt haben oder uns einredeten, nicht zu mögen.

Und deshalb, liebe Zürcherinnen und Zürcher: Macht weiter so! Zieht weg! Nach Berlin oder auch in irgend eine andere Grossstadt. Und wer sich nicht getraut, dem sei gesagt: Keine Angst, man ist schnell genug wieder zuhause, in der besten Stadt der Welt. ♦



Die neue Bibliothek der Uni Birmingham wird auch mit Studiegeldern finanziert.

Kredit für Credits

In England sind die
Studiengebühren
horrend geworden.

Yves Périllard (Text und Bild)

In Grossbritannien steigen die Studiengebühren. 1998 wurden sie eingeführt: Zwanzig Jahre später müssen Studierende tief in die Tasche greifen. An fast allen Universitäten kostet das Bachelorstudium heute über über 11'000 Franken pro Jahr. Masterstudierende werden häufig sogar noch stärker zur Kasse gebeten.

Unis wollen mehr Geld

Um die Tür zur Hochschulbildung trotzdem allen Schichten offen zu halten, verleiht der Staat Kredite, die die gesamten Universitätskosten decken. Ausserdem können sich Studierende, deren Familien nicht für ihren Lebensunterhalt aufkom-

men können, für ein weiteres Darlehen bewerben. Der Kredit mit horrenden sechs Prozent Zinsen ist eine Wette auf die Zukunft, denn das Geld ist erst nach Abschluss des Studiums und ab einem bestimmten Einkommen zurückzuzahlen. Kurz gesagt: Wer vom Studium finanziell nicht profitiert, bezahlt auch nicht. Weil die Zahlungspflicht nach 30 Jahren verfällt, geht die britische Regierung davon aus, dass sie 30 Prozent des verliehenen Geldes nicht wiedersieht.

Vor allem die Unis befürworten dieses System. Sie wollen, dass Studierende einen fairen Anteil ihrer Ausbildungskosten zahlen und somit die öffentlichen Ausgaben entlasten. Zum anderen wünschen sich die Universitäten mehr Geld. So lobbyierte zum Beispiel die Russell Group, die 24 führende britische Universitäten vereint, mehrfach für höhere Gebühren, um im Wettlauf der Hochschulen Schritt halten zu können.

Dabei wird auch die soziale Seite bemüht: Auswertungen zeigen, dass die Zahl der Studierenden auch nach der Erhöhung der Gebühren weiter ansteigt und insbesondere junge Erwachsene aus benachteiligten Verhältnissen vermehrt

in den Genuss einer universitären Ausbildung kommen.

Eingeschränktes Studieren

Ganz so sozial ist das System doch nicht. Der psychologische Druck, beim Bachelorabschluss neben der gähnenden Leere im Portemonnaie einen Schuldenberg von durchschnittlich 64'000 Franken vor sich zu haben, ist nicht zu unterschätzen. Für die meisten kommt ein Austauschsemester, eine Überschreitung der Mindeststudienzeit oder ein Masterstudium wegen der Angst vor einer noch höheren Verschuldung nicht in Frage.

Ausserdem wirft die Reduktion der öffentlichen Finanzierung Fragen auf. Eine Professorin für Wirtschaftsgeographie an der University of Birmingham äussert sich dazu: «Die höheren Studiengebühren verdecken das Versäumnis, heutige Grossverdiener höher zu besteuern.» Ein Einwand, der einleuchtet. Denn das Konstrukt aus Gebühren und Darlehen lässt sich als Steuer für beruflich mehr oder weniger erfolgreiche Absolvierende interpretieren. Eine Steuer, welche gut Betuchte, die noch von freier Bildung profitierten, niemals berappen mussten. ♦

Wohnungsnot in Dublin

Überrissene Mieten, zu wenig Wohnraum: Auch Studierende in der irischen Hauptstadt sind betroffen.

Noemi Ehrat (Text und Bild)

«Wenn man abends durch die Dubliner Strassen geht, ist es mittlerweile unmöglich geworden, die Zustände zu ignorieren», erzählt Ailish Brennan, Studentin am University College Dublin. Sie bezieht sich dabei auf die Obdachlosen, die an jeder Strassenecke und auf jeder Brücke anzutreffen sind, sowie Menschen mit Nadeln im Arm, die zum täglichen Bild Dublins geworden sind.

Ausziehen unmöglich

Seit 2015 steigen die Mieten in der irischen Hauptstadt. Das, trotz einer 4-Prozent-Limite auf Mietpreiserhöhungen. «Ich selbst habe das Glück, dass meine Eltern in Dublin leben, wo ich studiere», meint die 20-jährige Brennan. «Aber es gäbe keine Möglichkeit, ausziehen.» Niemand aus ihrem Freundeskreis sei bis jetzt ausgezogen. Das sei die neue Norm. «Momentan ist es okay, aber es wird sich bis in vier Jahren vermutlich nicht verändert haben. Dann wird es langsam etwas unangenehm.»

Internationale Studierende haben diese Möglichkeit nicht. «Als ich mein Studium begann, kannte ich niemanden in Dublin», berichtet der 22-jährige Student Liam, der sich für ein Studium am renommierten Trinity College entschieden hat. «Da die Uni meine Bewerbung für eine Unterkunft auf dem Campus verlegt hatte, musste ich innerhalb kürzester Zeit etwas finden.» Zu dieser Zeit waren die meisten privat vermieteten Zimmer bereits weg. Schlussendlich landete der Student in einem Wohnblock, wo er 650 Euro für ein geteiltes Zimmer bezahlte. «Es gab Probleme mit den Wasserleitungen, der Aufzug funktionierte nie, das WLAN war praktisch inexistent und die Grösse der Küche entsprach etwa der eines

Besenschanks.» Zudem seien die Preise nach Lust und Laune der Vermieterin gesetzt worden, alle Parteien hätten unterschiedliche Mietpreise bezahlt.

«Wohnen ist ein Menschenrecht»

Kein Wunder also wehren sich viele Studierende gegen diese Zustände. «Gerade Studierende werden in der Wohnungsnot ausgenutzt», sagt Brennan. Studierenden fehlt jeglicher Schutz, da Studentenwohnheime und ähnliche Angebote nicht unter die üblichen Regulierungen fallen. Universitäre Wohnangebote sind ohnehin begrenzt, da Studis in Irland üblicherweise nur das erste Jahr in solchen verbringen, um sich dann nach einer WG umzuschauen. Die neuesten Gebäude aber gehören privaten Firmen, und die können sich sogar erlauben, freistehende Zimmer zu haben, da sie nicht der Mietkontrolle unterliegen. Für ein Zimmer in einem der neuen Luxus-Apartments zahlt man mindestens 1000 Euro im Monat. Geschirr, Bettlaken und Benutzung der Waschmaschine exklusive. «Wohnen ist ein Menschenrecht, es sollte nicht zu einer kommerzialisierten Einheit werden», ärgert sich Brennan.

Neue Welle von Aktivismus

«Die letzten zwei Monate waren die geschäftigsten in meinem Leben», meint Brennan. Sie ist Teil von verschiedenen Studierendenbewegungen in der Stadt, deren Ziel es ist, Mietpreise zumindest mal einzufrieren und leerstehende Gebäude zu vermieten. «Die Leute werden nur wütender und die Wohnungsbewegung wird sich weiterentwickeln, wenn die Regierung tatenlos bleibt.» Bewegungen wie Take Back the City, bei der



Demonstrierende in Dublin fordern günstigeren Wohnraum.

Brennan aktiv mitwirkt, sind massgeblich für die zunehmende Medienaufmerksamkeit verantwortlich. Jeden Monat gibt es mehrere Hausbesetzungen und Protestmärsche. Die jüngste Geschichte Irlands sei geprägt von öffentlichen Massenprotesten. Ob der Einsatz gegen die Privatisierung von Wasser oder jener für das Recht auf Abtreibung; die Bürgerinnen und Bürger Dublins seien in den letzten Jahren politisiert worden und die Wohnungsbewegung sei nur der neueste Ausdruck davon.

Luxusgartenhäuschen

Traditionell günstigere Wohnalternativen für Studis sind sogenannte «Digs», also Privatpersonen, die ein Zimmer an Studierende vermieten. Aber auch diese fallen nicht unter dieselben Regulierungen wie übliche Mietwohnungen, was massive Schlupflöcher für Vermietende schafft. Mittlerweile werden sogar Gartenhäuschen als «Luxus-Apartments» für 16'000 Euro im Monat angeboten und viele Vermietende wünschen sich ruhige Studierende, die die meiste Zeit an der Uni verbringen und übers

Wochenende nach Hause fahren. Manche dürfen nicht mal die Küche im Haus mitbenutzen.

«Irgendwie daran glauben»

Obwohl Studierende die Auswirkungen der Wohnungskrise deutlich zu spüren kriegen, sind sie nicht am stärksten betroffen. «Viele Studierende kommen aus wohlhabenderen Familien», erklärt Brennan. Somit hätten die meisten Studierenden genug Optionen, sich irgendwie durchzuschlagen. Auch der britische Student Liam meint: «Ich habe das Glück, dass mich meine Familie unterstützen kann. Nur deswegen kann ich die Wohnkrise durchstehen.» Während Dublin seine Aufmerksamkeit langsam auf eine internationalere Gemeinschaft richte, erhöhten gierige Vermieter und Vermieterinnen die Isolation und Unzugänglichkeit der irischen Hauptstadt. «Die Tatenlosigkeit der Regierung ist entmutigend», meint Brennan. «Aber man muss irgendwie daran glauben, dass Veränderung möglich ist.» ♦

Hermione Granger runs for VSUZH council.

👍 Harry Potter, Ron Weasley and 26'000 others like this.

<http://kandidatur.vsuzh.ch>

Verband der Studierenden
der Universität Zürich **VSUZH**